

Bochumer Berichte

Herausgegeben von der
**Bochumer Arbeitsgruppe
für
Sozialen Konstruktivismus
und
Wirklichkeitsprüfung**

Heft Nr. 5

März 2001

PDF-Version: März 2001

Albertine Devilder

**Skizzen einer sozial-konstruktivistischen
Psychologie**

Zu dieser Reihe

In der Reihe **Bochumer Berichte** veröffentlichen wir empirische und theoretische Arbeiten, die, in der Nähe jener sozial-konstruktivistischen geistigen Beete und Felder gesät und geerntet worden sind, die von der Bochumer Arbeitsgruppe bestellt werden. Mit unserer „roten“ Reihe wollen wir solche Schriften zugänglich machen, deren AutorInnen unseren geschmacklichen Vorlieben nahestehen oder sogar von unseren Erkenntnissen und Erzeugnissen genascht haben. Die **Bochumer Berichte** geben uns die Gelegenheit, einige Früchte feilzubieten, deren Anbau auf den großen und weiten Feldern der Bochumer Arbeitsgruppe bisher nicht oder nur mit geringen Erträgen gelungen ist, und die in kleineren Beeten zu kultivieren, sich geneigte FreundInnen der Bochumer Arbeitsgruppe zur Aufgabe gemacht haben. Zur Würdigung ihres Beitrages nennen wir – entgegen unserer sonstigen Gepflogenheit – auch die Namen der AutorInnen.

Dieser Bochumer Bericht entstand aus einer kleinen Reihe von Essays, die Anfang 2001 für das Skepsis-Reservat der Website der Bochumer Arbeitsgruppe (<http://www.boag.de>) geschrieben wurden. Aufgrund ihres Umfangs und einiger freundlicher Nachfragen wurden sie nun in einem „Bochumer Bericht“ zusammengefaßt.

Inhaltsverzeichnis

1	Grundgedanken	5
1.1	Eine sozial-konstruktivistische Psychologie wird eine „Lebens-Wissenschaft“ ohne Objektivitätsanspruch sein	5
1.2	Eine sozial-konstruktivistische Psychologie wird Forscherinnen und Untersuchte in den Wissenschaftsprozess einbeziehen	6
1.3	Eine sozial-konstruktivistische Psychologie wird Menschen nicht mehr als triviale Systeme sehen	7
1.4	Eine sozial-konstruktivistische Psychologie wird deutlich machen, daß Menschen eine Geschichte haben	7
1.5	Eine sozial-konstruktivistische Psychologie wird deutlich machen, daß wissenschaftliche Aussagen immer nur auf eine bestimmte Zeit bezogen sein können	8
1.6	Eine sozial-konstruktivistische Psychologie wird zur Auftragslosigkeit zurückfinden	8
1.7	Eine sozial-konstruktivistische Psychologie wird viele Kritikerinnen haben	9
1.8	Eine sozial-konstruktivistische Psychologie wird deutlich machen, daß Wissenschaft bestenfalls Kunst sein kann	9
2	Kognitionspsychologie	10
3	Persönlichkeitspsychologie	13
3.1	Einführung	13
3.1.1	Philosophische Grundgedanken	14
3.1.2	Theoretische Grundvorstellungen vom Ich	14
3.1.3	Was ist Persönlichkeit?	15
3.1.4	Konsequenzen	15
3.2	Persönlichkeitspsychologische Überlegungen	15
3.2.1	Das Ich als Erzählung	16
3.2.2	Zum sozialen Raum	16
3.2.3	Bemerkungen zur Echtheit	17
3.2.4	Zur Stabilität des Ich	18
3.2.5	Das Ich als Agent, als Akteur	18
3.2.6	Konsequenzen	18
3.2.7	Womit könnte sich eine sozial-konstruktivistisch orientierte Persönlichkeitspsychologie denn nun ganz konkret beschäftigen?	19
3.2.8	Ausblick	20
4	Personen als Systeme	20
4.1	Einführung	20
4.2	Was ist ein System?	21
4.3	Personensysteme	22
4.3.1	Die Strukturen eines Personensystems	22
4.3.2	Autopoiese	23
4.4	Erwägungen	24
4.4.1	Systemisches Denken	24
4.4.2	Sternstunden	25
4.4.3	Von der Systemtheorie zum sozialen Konstruktivismus	25

5	Personen als Texte	26
5.1	Einführung	26
5.2	Die Personenperson	26
5.3	Mein Konzept von der einzigartigen Person	27
5.4	Personen als Texte	28
5.4.1	Die Personenperson als Möglichkeitsraum	28
5.4.2	Verschiedene kommunale Systeme produzieren verschiedene Personen	28
5.4.3	Das Psychische als Diskursprodukt	29
5.4.4	Dekonstruktionismus	29
5.4.5	Texte über uns können uns krank machen, oder gesund	30
5.4.6	Schluß	31
6	Sozialpsychologie	31
6.1	Einführung	31
6.2	Ein kleiner Blick auf die traditionelle empiristische Sozialpsychologie	32
6.3	Vorläufer einer sozial-konstruktivistischen Sozialpsychologie	33
6.3.1	Semiotik (oder Semiologie)	33
6.3.2	Ethnomethodologie	33
6.3.3	Sprechakttheorie	34
6.4	Perspektiven einer sozial-konstruktivistischen Sozialpsychologie	34
6.4.1	Zuerst meinen, dann handeln?	34
6.4.2	Die Macht der Gewohnheit?	35
6.4.3	Individuum oder Masse?	35
6.4.4	Vom Leben in sozialen Räumen	35
7	Psychotherapie	37
7.1	Einführung: Ein Blick zurück	37
7.1.1	Naiver Realismus	37
7.1.2	Individualisierung	37
7.1.3	Pathologisierung	38
7.1.4	Traditionelle Diagnostik	38
7.1.5	Traditionelle Intervention	39
7.2	Ein Blick nach vorn: Sozial-konstruktivistische Psychologie	39
7.2.1	Zur Konstruktivität psychischer „Störungen“	39
7.2.2	Zur „Diagnostik“ psychischer „Probleme“	41
7.2.3	Sozial-konstruktivistische Psychotherapie	42

1 Grundgedanken

Ich habe in meinen vier kleinen Traktaten zur Frage „Wie wirklich ist die Wirklichkeit?“¹ und in dem kleinen Essay über „Wirklichkeit, Wahrheit, Wissenschaft, Ethik“² zu zeigen versucht, wie und warum der traditionelle Erkenntnisweg der Moderne gescheitert sein und wie ein subjektivistischer und konstruktivistischer Weg der Erkenntnis aussehen könnte. In einem dieser Traktätchen („Konstruktivismus: Die Epistemologie der Postmoderne“³) habe ich die gedankliche Richtung des „Sozialen Konstruktivismus“ angedeutet. Einige Leser und Leserinnen haben mich – daran anknüpfend – nun gefragt, was sich denn aus dem Sozialen Konstruktivismus „konkret für die Wissenschaft ergeben“ würde. Sie haben also nach Handlungslinien, nach Handlungsanweisungen gefragt, wie in Zukunft Wissenschaft zu betreiben sei. Dies ist eine sehr berechtigte Frage. Ich gehe gerne darauf ein. In diesem Traktat werde ich daher die Grundgedanken einer sozial-konstruktivistischen Psychologie skizzieren (Anregungen für andere Wissenschaften ergeben sich daraus ganz direkt.) In den folgenden Traktaten werde ich dann den Blick auf einige Standardfächer der Psychologie werfen und Vorschläge machen, wie diese Fächer gestaltet werden könnten.

Zur Einstimmung möchte ich noch einmal eine Ahnung, eine Vorstellung, eine Vision vom Sozialen Konstruktivismus herbeizaubern: Diese Richtung, dieser Weg erscheint mir wie eine Landstraße, eine Allee, und die Bäume rechts und links des Weges sind Gedanken, die zu Wegweisern dieser neuen, aufregenden Philosophie werden könnten. Und was sind das für Gedanken? Zum Beispiel: Die Welt ist nicht so beschaffen, wie wir es gemeinhin annehmen (sollen). Wir konstruieren die Welt so, wie sie uns erscheint (oder: Uns erscheint die Welt genau so, wie wir sie konstruiert haben). Und das Konstruieren, das Gestalten schaffen wir mit Hilfe unseres Für-Wahr-nehmens, unseres Denkens, unseres gemeinsamen sozialen Handelns und vor allem durch unser Über-die-Welt-reden! Und eben dies Über-die-Welt-reden ist kommunal hergestellt, ist vorgefertigt, ist also gesellschaftlich und kulturell vorbestimmt, ist als soziale Gewohnheit außerhalb von uns und gleichzeitig in uns. Und in dem oben erwähnten dritten Traktat habe ich auch eine wunderschöne Formulierung gefunden, die mir immer noch gefällt, und die ich hier aufgreifen und an die ich anknüpfen möchte: „Durch unser Hineingeborenwerden in eine bestimmte Kulturepoche und in bestimmte soziale Systeme existieren wir [...] zu einem sehr großen Teil bereits, bevor wir selbst als Person zum Zuge kommen.“

Wenn wir diesen Satz ernst nehmen, wenn wir einen so engen Zusammenhang zwischen den Begriffen *Person* und *Kultur* herstellen und zeigen, daß wir soziale Konstruktionen, Diskursprodukte, Texte sind, die nur aus dem Makro-Raum unserer jeweiligen Kultur und den Mikro-Räumen unserer kommunalen Systeme heraus zu verstehen sind, ergeben sich neue und aufregende Gedanken, wie denn eine sozial-konstruktivistische Psychologie aussehen könnte. Einige dieser Perspektiven möchte ich Ihnen, geneigter Leser und geneigte Leserin, nun als eine Art Blumenstrauß überreichen. Natürlich sind die folgenden Perspektiven eine Konstruktion, eine sprachliche Konstruktion, sind also Philosophie. Was sind Philosophien? „Philosophien sind Schwimmgürtel, gefügt aus dem Kork der Sprache.“ (Christian Morgenstern: *Stufen, Eine Entwicklung in Aphorismen und Tagebuchnotizen*, 1918, München: Piper, S. 93) Hier mein aktuelles Angebot an Schwimmgürteln, um über Psychologie nachdenken zu können:

1.1 Eine sozial-konstruktivistische Psychologie wird eine „Lebens-Wissenschaft“ ohne Objektivitätsanspruch sein

Viele von Ihnen ahnen, daß Wissenschaftlerinnen ihren albernen und vorgeschobenen Objektivitätsanspruch aufgeben müssen (vgl. dazu das Arbeitspapier Nr. 1). Wenn es also Objektivität im herkömmlichen Sinne als wahre oder falsche Aussagen über die Wirklichkeit nicht mehr so ohne

¹siehe <http://www.boag.de/sceptic-20001.html>

²siehe <http://www.boag.de/sceptic-20005.html>

³siehe <http://www.boag.de/sceptic-20003.html>

weiteres gibt, wenn es nur noch eine Objektivität in Klammern geben kann, ist es aber auch nicht mehr sinnvoll, zwischen Epistemologie und Psychologie zu trennen. Eine Epistemologie, also eine Erkenntnislehre zu entwerfen, ohne das einzelne konkrete erkennende Subjekt in seinem kommunalen System zu berücksichtigen, ohne auf seine spezifischen Erkenntnis- und Sprachspiele im Rahmen seiner spezifischen Lebensformen einzugehen, erscheint ziemlich unsinnig.

Somit können wir sagen, daß im sozialen Konstruktivismus Epistemologie und Psychologie eins werden. Und deswegen beschäftigt sich der soziale Konstruktivismus auch so viel mit erkenntnistheoretischen Fragen, d.h., mit der konstruierenden Beschreibung von Vorgängen, Ereignissen oder Zuständen im einzelnen Subjekt, und genau das ist aber Psychologie. Natürlich kann Epistemologie sich auch mit der konstruierenden Beschreibung vernetzter, strukturell gekoppelter Subjektsysteme beschäftigen, kann diese prüfen, aber genau das ist dann Sozialpsychologie oder Soziologie. Sie sehen: Im Sozialen Konstruktivismus werden Epistemologie, Psychologie, Sozialpsychologie, Soziologie, Sprachwissenschaft, Kulturwissenschaft und sogar Geschichtswissenschaft eins! Die sozial-konstruktivistische Psychologie bereitet den Boden für eine neue Einheitswissenschaft, eine Universalwissenschaft! Das ist ein schöner Gedanke! Ein rein romantischer Gedanke! Lebenswissenschaft als neue Universalwissenschaft!

1.2 Eine sozial-konstruktivistische Psychologie wird Forscherinnen und Untersuchte in den Wissenschaftsprozess einbeziehen

Viele von Ihnen ahnen, daß Forscher, Forscherinnen und Untersuchte in den Wissenschaftsprozess einbezogen werden müssen, um zu sinnvollen Aussagen über Menschen kommen zu können. In einer sozial-konstruktivistischen Psychologie kann es keine Distanz mehr zwischen Forscherinnen-Subjekten und Versuchspersonen-Objekten geben. Wir können den Gegenstand unseres Forschungsinteresses nicht mehr mit der Attitüde einer im weißen Kittel daher kommenden wißbegierigen Behördenmacht überfallen, ihn manipulieren wie ein Objekt, ja ihn noch täuschen, betrügen und hintergehen, um die so hergestellten Daten dann als Aussagen über die wirkliche Wirklichkeit des „Objektes“ triumphierend in der Luft herumzuschwenken. Ich kann mich als Forscherin nicht mehr länger von den von mir untersuchten Menschen distanzieren. Ich kann sie mir nicht mehr länger vom Leibe halten. Wissenschaft wird von Menschen, mit Menschen und für Menschen gemacht, was sonst?

Ich muß mich als Forscherin also ehrerbietig, ehrfürchtig, wirsch, staunend, ja liebend meinem Untersuchungssubjekt nähern. Ich muß mich strukturell koppeln (vgl. dazu das Arbeitspapier Nr. 7). Genauer: Ich kann Sprachfiguren, die jemand zeigt, nur auf dem Hintergrund der Sprachspiele und der Gestenkataloge seines jeweiligen kommunalen Systems sehen. Ich muß also die Sprach- und Gestenspiele, die einzelnen Verhaltensskripte aus ihrem kommunal definierten Sinn heraus verstehen. Erst dann kann ich sie in meine gewohnten Sprachfiguren übersetzen, wobei sofort das Problem auftaucht, daß bei der Übersetzung der ursprüngliche Sinn einer Geste verloren gehen und daß es für viele Wortfiguren oder Gesten keine Entsprechung in meiner Sprache geben kann. Ich muß als Forscherin also sehr viel Arbeit leisten, wenn ich mich einem Untersuchungssubjekt nähern will. Ja, ich muß eigentlich – wie in der klassischen Anthropologie und Ethnologie – lange Zeit bei meinen Untersuchungssubjekten leben, um den Sinn ihrer spezifischen Sprach- und Gestenfiguren, ihrer Rituale und Stammesriten zu erahnen.

Aber Forscherinnen müssen sich auch selbst analysieren. Wieso glaubt z.B. jemand daran, daß „Leistung, Leistungsmotivation, Leistungsbereitschaft, Flexibilität, kommunikative Kompetenz, marktwirtschaftliches Auftragsverständnis und soziale Intelligenz“ die alles entscheidenden Agenzien im Leben sind? Und warum ist es dann kein Wunder, wenn dieser jemand ununterbrochen, in all' seinen „empirischen“ Untersuchungen, also rings um sich her, Menschen entdeckt, die diese Eigenschaften mehr oder weniger aufweisen und deswegen so sind, wie sie sind? Die aus der Psychoanalyse bekannte Selbstanalyse oder Lehranalyse könnte hier in einem neuen und schönen Licht erscheinen.

1.3 Eine sozial-konstruktivistische Psychologie wird Menschen nicht mehr als triviale Systeme sehen

Die Trivialisierung und Profanisierung alles Menschlichen ist ein beliebtes Spiel der Moderne. Unser Gehirn soll ja sogar wie ein trivialer Computer, ein Rechenknecht, also wie ein partieller Idiot funktionieren. Und unser Sozialverhalten soll direkt aus unseren Genen entstehen. Ich hoffe, daß viele von Ihnen ahnen, daß dies Unsinn ist. Menschen sind prinzipiell, d.h. ganz unzerstörbar, autonome und selbstreferentielle autopoietische Systeme. Und: Gegen Autopoiese ist kein Kraut gewachsen! Autopoietische Systeme sind nicht-triviale Maschinen, die ganz grundsätzlich nicht voraussagbar sind (vgl. dazu das Arbeitspapier Nr. 7). Was voraussagbar ist, ist Kultur (vgl. dazu das Arbeitspapier Nr. 11). Dabei liefert die jeweilige Kultur die Texte, die wir als Strukturen in unsere Köpfe hereinholen. Die Strukturen einer Person, ihre Lebensäußerungen, ihre Gesten, ihre Kleidung sind somit kulturell erzeugte Texte, und außerhalb der Texte ist nichts, außer der autopoietischen Organisation. Die schlanke Zauberformel wäre also: Person = Autopoiese plus Kultur. Wenn wir sprechen, purzelt uns kultureller Sinn aus dem Mund. Es könnte aber auch anders sein. Und oft ist es anders. Dann sind wir sprachlos. Das könnte eine Sternstunde werden.

Wenn wir Menschen endlich als nicht-triviale Systeme sehen, dann bedeutet das natürlich sofort, daß es keine psychologischen Gesetze mehr in dem allgemeinen Sinne geben kann, wie wir das beim Hören des Wortes „Gesetze“ anzunehmen gewohnt sind. Und das bedeutet ebenfalls sofort, daß es keine herkömmliche nomothetische moderne Fliegenbeinzähl-Psychologie mehr geben kann, in der mit Hilfe allgemeiner linearer statistischer Modelle (vgl. dazu das Arbeitspapier Nr. 1) allgemeine lineare Gesetze gesucht werden, die für alle Menschen gelten sollen. Diese Sehnsucht, diese Sucht, diesen Methodismus gilt es zu überwinden. Und so erweist sich die sozial-konstruktivistische Psychologie als post-modern, post-empiristisch und post-nomothetisch.

1.4 Eine sozial-konstruktivistische Psychologie wird deutlich machen, daß Menschen eine Geschichte haben

Viele von Ihnen, lieber Leser und liebe Leserin, ahnen, daß der Gedanke von der Historizität unserer Lebensäußerungen eine wichtige Rolle in unseren wissenschaftlichen Bemühungen spielen muß. Historizität hat verschiedene Aspekte. Zum einen haben personale und kommunale Systeme eine Geschichte, ein biographisches und soziographisches Gewordensein, und diese Geschichte, diese Tradition definiert den Sinn der aktuell gezeigten Verhaltensweisen und Gesten. In einer sozial-konstruktivistischen Psychologie und in der systemischen Psychologie ist die Prüfung solcher System-Traditionen extrem wichtig! Beispiel: Stellen wir uns eine Familie mit einem „verhaltensauffälligen“ Sohn vor. Früher wurde diese „Verhaltensauffälligkeit“ individualisiert, also als Ursache auf den Sohn zurückverlagert, sie wurde pathologisiert, der Sohn wurde also für „krank“ erklärt, dann wurde der Sohn isoliert, also herausgerupft aus dem sozialen Familien-System, welches ihn verhaltensauffällig werden ließ, und in eine Klinik für Auffällige gesteckt, und schließlich wurde der Sohn mit Ritalin – oder noch schlimmeren Medikamenten – vollgeschüttet. Und heute: Wir bemühen uns, ein idiographisches Systemmodell des Sohnes und der Familie zu entwerfen! Wir versuchen zu verstehen, nach welchen Spielregeln diese Familie das Spiel spielt, die „Verhaltensauffälligkeit“ ihres Sohnes herzustellen.

1.5 Eine sozial-konstruktivistische Psychologie wird deutlich machen, daß wissenschaftliche Aussagen immer nur auf eine bestimmte Zeit bezogen sein können

Aus dem Paradigma des Sozialen Konstruktivismus ergibt sich der befreiende Gedanke, daß Wissenschaft selbst immer nur auf eine jeweilige Kulturepoche, auf eine bestimmte Zeit bezogen sein kann. Wissenschaft „entdeckt“ somit immer zeitgemäße Plausibilitäten. Dies gilt natürlich auch für die sozial-konstruktivistische Psychologie. Nur ist das hier plötzlich kein Mangel an Objektivität und Wissenschaftlichkeit mehr, sondern gleichsam eine außerordentliche Errungenschaft, unser bestes Wissen, ein Grund zu großer Freude, falls sich Wissenschaftlerinnen überhaupt freuen dürfen! Denn zeitbezogene wissenschaftliche Aussagen, die im Rahmen von Wirklichkeitsprüfungen (vgl. dazu das Arbeitspapier Nr. 10) gemacht wurden, sind doch unglaublich spannend: Nehmen Sie nur die Beispiele aus dem Arbeitspapier Nr. 5! Bisher versuchte man das Diskussionsverhalten von Menschen psychologisch zu verdoppeln mit Begriffen wie Machtmotivation, Aggression, Unmoral, Dominanz, aber auch rethorischer Brillanz usw.: Alles Unsinn. Heute können wir ziemlich genau sagen, was derzeit, in dieser Kulturepoche, in Deutschland in Diskussionen passiert, da wir das kommunal definierte Universum von Sprech-Möglichkeiten fast erschöpfend beschrieben haben. Ja, heute können wir in einer der üblichen Diskussionen – ziemlich belustigt – gleichsam die Skripte mitlesen oder mitsingen. Wir rufen dann: Das war aber gerade Diskussionskript Nr. 17. Und das war Nr. 21. Ach! Das war aber Nr. 15, Variante 2, usw. Ist das ist nicht aufregend und einmalig? Doch, genau so muß Psychologie sein!

Und weil Wissenschaft immer nur auf eine bestimmte Zeit und Kulturepoche bezogen sein kann, sind historische und kulturanthropologische Studien über das, was Wissenschaftlerinnen angeblich gefunden haben, so wichtig und so aufregend. Vor 60 Jahren z.B. beeilte sich die Wissenschaft Psychologie in Deutschland das als „Gefundenes“, als „wissenschaftlich Erwiesenes“ zu liefern, was der national-sozialistische Zeitgeist, was die damals Herrschenden haben wollten. Und heute? Auch heute liefert die traditionelle empiristische Wissenschaft Psychologie dem Zeitgeist und den Herrschenden das, was diese gerne hören möchten: Floskeln also wie „das ‚egoistische‘ Gen“, „die Herausforderung der Globalisierung“, „die Notwendigkeit der Flexibilisierung“, oder, sehr nett, „Zukunftsfähigkeit: Von der Personalentwicklung zur Personalabwicklung“! Und was liefert die moderne Psychologie jenseits dieser Worte für den finalen Zeitgeist? Nun, irgendwelche biologistischen, reduktionistischen, psychologischen Sprachfiguren, um das wissenschaftlich zu bemänteln, um das gleichsam mit dem Mantel der Zwangsläufigkeit zu behängen, was gesellschaftlich unumgänglich erscheint. Und was ist unumgänglich? Daß einige oben sind und viele unten, daß es einigen gut und vielen schlecht geht!

1.6 Eine sozial-konstruktivistische Psychologie wird zur Auftragslosigkeit zurückfinden

Wissenschaft und Kapital dürfen sich nicht immer weiter aufeinanderzubewegen. Sehr viele Professoren spielen heute den kleinen Unternehmer, der im Auftrag des Kapitals und für das Kapital das erforscht, was das Kapital gerne sehen würde. Wir denken, daß sich wissenschaftliche Forschung und Lehre und das Kapital wieder auseinander bewegen sollten. Wissenschaftlerinnen sollten aus sich heraus, ohne auf Aufträge zu warten, soziale Wirklichkeiten durchdenken, prüfen, beschreiben, aufzeigen und beklagen! Wer soll denn die Gesellschaft noch kontrollieren? Ist ja keiner mehr da! Politikerinnen? Die Medien? Die Kirche? Ja wer? Ich sage es Ihnen: Wir!

Im Mittelpunkt einer sozial-konstruktivistischen Psychologie steht also, ähnlich wie in Wittgensteins „Philosophischen Untersuchungen“, die Analyse von sprachlich hergestellten und aufrechterhaltenen und in eine bestimmte Zeit gehörenden Lebenswelten, steht der Kampf gegen den gedankenlosen Sprachgebrauch, gegen die vom Kapital aufgezwungene sprachliche Einheitssoße, gegen den mit

Hilfe der universellen Medien vermittelten Einheitssprachbrei, der unsere Wirklichkeitswelt verhüllt, anstatt sie zu offenbaren. Für solche Analysen und Untersuchungen brauchen wir keinen Auftrag. Vermutlich würden wir auch gar keinen kriegen. Eine sozial-konstruktivistische Psychologie, die mit Vorliebe sprachliche Diskurspraktiken in verschiedenen kommunalen Systemen beschreibt, ist somit kritisch, politisch und potentiell emanzipatorisch. Die sozial-konstruktivistische Psychologie deckt nicht zu, sie deckt auf!

1.7 Eine sozial-konstruktivistische Psychologie wird viele Kritikerinnen haben

Eine sozial-konstruktivistisch orientierte Psychologie kommt ohne Letztbegründungsanspruch aus. Auch das vertraute Gerede von der Objektivität wissenschaftlicher Forschung wird aufgegeben. Sogar das Geländer systematischer oder mathematischer Konstruktionen ist zur Zeit nicht notwendig, um zu aufschlußreichen Erkenntnissen über diese Welt zu kommen. Diese Positionen reichen aus, um den „gesunden Menschenverstand“ wütend zu machen.

Natürlich wirkt das radikale Denken der sozial-konstruktivistischen Psychologie merkwürdig unfertig, unabgeschlossen und ungeschützt. Und genau deswegen macht sich der „gesunde Menschenverstand“ in Alltag und Wissenschaft mit seinen überaus vernünftigen Gewohnheiten eine besondere Freude daraus, die sozial-konstruktivistische Psychologie mit allerlei Aufgeregtheiten wie Sprachfallen und Killerfragen (vgl. dazu das Arbeitspapier Nr. 5) zu kritisieren und, wie er meint, damit ad absurdum zu führen. Was ich schon alles an Einwüfen und „Diskussionsbeiträgen“ erlebt habe. Unvorstellbar!

Ich möchte Sie, lieber Leser und liebe Leserin, also warnen: Wenn Sie sich auf den konstruktivistischen Weg machen, sollten Sie wissen, was Sie da an Belästigungen erwartet. Denn der „gesunde Menschenverstand“ hat eine fast metaphysische Sehnsucht nach wissenschaftlicher Objektivität. Und vor allem der teutonische Geist liebt eine strenge Ordnung und die zweiwertige Logik (vgl. dazu das Arbeitspapier Nr. 4), und wo die ausbleiben, wie in der sozial-konstruktivistischen Psychologie, kann's ja wirklich nur noch zum Lachen sein. Da kann man dann mit Recht nur noch seinen Spaß haben; und, ganz ehrlich, diesen passageren Spaß gönne ich den Kritikerinnen, denn sie haben ja sonst nicht viel zu lachen.

1.8 Eine sozial-konstruktivistische Psychologie wird deutlich machen, daß Wissenschaft bestenfalls Kunst sein kann

Viele von Ihnen ahnen, daß die Zeiten der Wissenschaften als Wahrheitsbeschaffer und als Religionsersatz vorbei sind. Statt dessen könnten wir Wissenschaft wieder zu dem werden lassen, was sie vielleicht einmal war: Zur Kunst, und Wissenschaftlerinnen sollten wieder Künstlerinnen werden. Viele Bücher, viele Filme, viele Theaterstücke sind heute viel näher am Leben dran, sagen uns viel mehr über unser Leben in diesen Zeiten, als die traditionelle moderne empiristische Psychologie. Die neue sozial-konstruktivistische Psychologie der Zukunft wird auch ganz nah am Leben von Menschen dran sein, also können wir von der Kunst, von den Künsten, von den Künstlerinnen sehr viel lernen. Ein Aphorismus von Egon Friedell könnte uns den Weg weisen: „Der Unterschied des Künstlers von den übrigen Menschen besteht darin, daß er die Dinge nicht auf ihre Nützlichkeit hin ansieht, sondern auf ihr Wesen. Er fragt nicht: was sind sie für *mich*, sondern: was sind sie für *sich*? Daher kann und muß er stets Neues entdecken. [...] Der ‚praktische‘ Mensch ist dazu verurteilt, sein Leben lang nur jene Ausschnitte der Wirklichkeit zu erblicken, die ihm förderlich sind; der Künstler hingegen betrachtet die Welt, als ob sie völlig unnütz wäre: daher vermag er ihre Totalität zu erfassen.“ (Kulturgeschichte Griechenlands, 1985, München: Beck, S. 58)

Wenn wir Wissenschaft als Kunst auffassen, werden wir sehr viel sehen, was uns sonst verborgen geblieben wäre. Und wir werden oft Schwierigkeiten mit anderen Menschen bekommen, die die

Welt nicht mit unseren Künstler-Augen sehen können. In diesen Fällen sollte uns der abschließende Aphorismus von Karl Kraus Richtschnur und Trost zugleich sein: „Der gesunde Menschenverstand sagt, daß er mit einem Künstler bis zu einem bestimmten Punkt ‚noch mitgeht‘. Der Künstler sollte auch bis dorthin die Begleitung ablehnen.“ (Die Fackel Nr. 272 vom 15.2.1909, S. 47)

2 Kognitionspsychologie

Geneigter Leser, geneigte Leserin, nachdem ich in einem kleinen Traktat einige Grundgedanken (Kapitel 1) einer sozial-konstruktivistischen Psychologie skizziert habe, möchte ich Sie in diesem kleinen Essay nun einladen, mit mir zusammen über die Kognitionspsychologie – also die Wissenschaft vom Wahrnehmen und Erkennen – nachzudenken. Warum Kognitionspsychologie? Und warum diese kleine Reihe von Traktaten über eine sozial-konstruktivistische Psychologie mit diesem Thema fortsetzen? Weil die Beantwortung der Hauptfrage der Kognitionspsychologie: „Was können wir wie erkennen?“ die Voraussetzung für die Beantwortung fast aller anderen psychologischen Fragen ist. O.k., ich gebe zu, daß ich zunächst überlegt habe, Ihnen zu erläutern, daß wir das Wort „Wahrnehmung“ schlicht durch das Wort „Wahrgebung“ ersetzen, und daß damit dann die Angelegenheit erledigt sei. Nun werde ich aber doch etwas mehr darüber sagen. Ja, wir werden uns sogar etwas ausführlicher mit der traditionellen empiristischen Kognitionspsychologie beschäftigen müssen, um eine Ahnung davon zu bekommen, was hier falsch läuft und welche neuen und aufregenden Perspektiven uns erwarten.

Auf den ersten Blick scheint es eigentlich keine Probleme in der traditionellen Kognitionspsychologie zu geben, da hier genau das gedacht wird, was in unserer Kultur von fast allen Menschen auch gedacht wird. Und warum sollte das falsch sein? So lautet der zentrale Hauptsatz der traditionellen Kognitionspsychologie: „Das Gehirn verarbeitet Informationen der Außenwelt!“ Und die Kognitionspsychologie ist dann eben die Psychologie der Informationsverarbeitung!

Diese Behauptungen sind uns so vertraut, daß wir es gewohnt sind, sie für wahr zu halten. Schauen wir weiter und versuchen wir, genau zu verstehen, wie die traditionelle empiristische Kognitionsforschung denkt. Kognition in ihrem Sinne ist die Berechnung von Repräsentationen, das Ermitteln, das Ausrechnen von Abbildungen der Wirklichkeit. Und was ist Informationsverarbeitung? Informationsverarbeitung ist die angemessene Handhabung von Symbolen nach bestimmten Regeln. Und was sind Symbole? Symbole sind Zeichen, also Worte, Zahlen, Definitionen, irgendwas, also alles. Und was tun Symbole? Symbole bilden die Wirklichkeit ab, stellen sie dar, repräsentieren sie! Damit schließt sich der Kreis.

Was also ist Informationsverarbeitung? Informationsverarbeitung ist die angemessene Handhabung von Symbolen nach bestimmten Regeln zwecks „Abbildung“ der Wirklichkeit. Und ein kognitives System, wie unser Gehirn, funktioniert dann einwandfrei, wenn die verwendeten Symbole jeweils einen oder mehrere Aspekte der wirklichen Wirklichkeit da draußen wirklich, angemessen und richtig darstellen, abbilden und repräsentieren. Und die Interaktion zwischen kognitiven Systemen, die Kommunikation, der Diskurs, das Verstehen also, läßt sich dann als ganz einfache Informationsübertragung vom einem Sender zu einem Empfänger darstellen. Der Sender enkodiert, der Empfänger dekodiert. Hier gibt es nur die eher geringfügigen Probleme der Kanalkapazität, oder des Kanalrauschens, aber es gibt keine Probleme mit dem, was die enkodierten und dekodierten Symbole repräsentieren sollen, das steht vorher schon fest! Das war's? Ja.

Und so liegt es bei dieser Sichtweise sehr nahe, unser Gehirn – als kognitives System – mit einem Computer zu vergleichen. Das heißt, die gedanklichen Prozesse, die intelligenten Operationen innerhalb unseres Gehirns, sollen von der Verarbeitungstechnik, von der Prozessierung her der „Intelligenz“ eines Computers entsprechen. Was macht ein Computer? Na ja, er führt Befehle aus. Ein Computer

bekommt z.B. ein Symbol als Input, er schaut nacheinander, hintereinander, in einer Abfolge in Datenbanken nach, was das Symbol in *seiner* Wirklichkeit repräsentiert, und dann spuckt er den Output, das Ergebnis, die Wirklichkeit, *seine* Wirklichkeit aus. Das ist Informationsverarbeitung!

Im Lauf der Zeit gerieten fast alle Wissenschaften, die sich mit Kognition beschäftigten, unter den Einfluß dieser These, daß Gehirne Informationen verarbeiten und daß Computer dies natürlich viel besser, d.h. schneller und fehlerfreier könnten. Was sagen kluge Leute dazu?

„Das ist einer der schlimmsten Fehler in der Kognitionswissenschaft. Der Fehler besteht darin anzunehmen, daß ein Hirn in dem Sinn Information verarbeitet, in dem das beim Computer der Fall ist. [...] Es ist einfach falsch zu sagen, das Hirn verarbeite Information.“ (John R. Searle: Die Wiederentdeckung des Geistes, 1993, München: Artemis & Winkler, S. 246–247)

Hören wir noch einmal zu: „Da die Fallgeschichte dieser modernen Krankheit leicht einen ganzen Band füllen könnte, greife ich nur die sogenannten ‚Systeme der Speicherung und Wiederbereitstellung von Information‘ heraus. [...] Natürlich speichern diese Systeme keinerlei Information, sie speichern Bücher, Bänder, Mikrofiches oder andere Arten von Dokumenten, und es sind eben diese Bücher, Bänder, Mikrofiches oder andere Dokumente, die wieder hervorgeholt werden, und die nur dann die gewünschte Information liefern, wenn ein menschliches Bewußtsein sie entsprechend verarbeitet. Diese Sammlungen von Dokumenten ‚Systeme der Speicherung und Wiederbereitstellung von Information‘ zu nennen, ist ebenso falsch wie eine Garage als ‚System der Speicherung und Wiederbereitstellung von Transport‘ zu bezeichnen.“ (Heinz von Foerster: Sicht und Einsicht, 1985, Braunschweig: Friedr. Vieweg, S. 99)

Was ist denn da los? Ich will mich kurz fassen: Wir verarbeiten im Rahmen unserer kognitiven Prozesse keine Informationen, wir stellen sie her (vgl. dazu „Konstruktivismus: Die Epistemologie der Postmoderne“⁴). Genauer: Wir erfinden sie. Und die Umwelt enthält keine Informationen, deren Sinn und Bedeutung geradewegs in unser Gehirn trudelten. Das war’s? Ja.

Die oben beschriebene traditionelle Sichtweise hat sich längere Zeit nicht nur als Forschungsprogramm der “Artificial Intelligence” oder der „Künstlichen Intelligenz“ völlig etabliert, sie wurde auch mit Kognitionspsychologie gleichgesetzt und mit Unmengen von Geld gefördert. Was bei diesen Forschungsprogrammen herauskam, konnte sich natürlich nicht sehen lassen. Warum? Schauen wir auf etwas so „einfaches“ wie eine Übersetzung: Im Langenscheidts Großwörterbuch Englisch-Deutsch von 1985 (Der Kleine Muret-Sanders) hat das Wort “do” genau 43 Bedeutungen. Wie soll ein Übersetzungscomputer herauskriegen, welche dieser Bedeutungen an einer bestimmten Stelle eines Textes jeweils gemeint ist? Ja wie? Der Übersetzungscomputer bräuchte ein ausgeklügeltes Programm voller „Weltwissen“, um den zu einem bestimmten Zeitpunkt in einem spezifischen kommunalen System einer spezifischen Kultur eingebetteten *Sinn* eines Wortes im Umfeld eines Textes zu verstehen. Heute ist ziemlich klar, daß die ganzen Forschungsprogramme weniger mit künstlicher Intelligenz als mit natürlicher Dummheit zu tun hatten. Und deswegen wird auch kein Geld mehr für diesen Bereich ausgegeben. Feierabend. Die Milliarden wandern jetzt in die Bio-Tech- und Gen-Forschung! Bis zum nächsten Feierabend.

Nun endlich betrachten wir uns die Kognitionspsychologie auf den zweiten Blick! Ich denke, daß die symbolische Informationsverarbeitung bei Tier und Mensch wahrscheinlich nicht so funktioniert, wie es sich Computerfreaks vorstellen. Ich habe es eben schon angedeutet: Computer suchen nacheinander in riesengroßen Listen so lange nach einem Symbol, einem Wort, bis sie dessen (intern definierte) Wirklichkeitsrepräsentation, dessen Übersetzung, dessen Bedeutung gefunden haben. Und das kann bei Tier und Mensch nicht genau so sein: Schon ganz einfache kognitive Aufgaben wie das (Wieder)Erkennen eines Gesichtes, werden von Tier und Mensch viel schneller bewältigt, als dies

⁴siehe <http://www.boag.de/sceptic-20003.html>

physikalisch möglich wäre, wenn wir die Aufgabenlösung als Abfolge simulieren würden. Das bedeutet: Tier und Mensch gehen eben nicht nacheinander alle möglichen Bedeutungen eines visuellen Reizes durch, sondern sie reagieren sofort auf das, was sie sich unter dem Reiz in diesem Kontext zu diesem Zeitpunkt vorstellen.

Beispiel: Sie und Er haben eine Beziehung. Er: „Kannst Du nicht wenigstens *einmal* einsehen, daß ich Recht habe?!“ Sie: „Bitte schön!“ Er: „Was heißt um Gottes Willen jetzt ‚Bitte schön‘“? Sie: „Bitte schön heißt bitte schön!“

Machen wir uns die Freude und stellen uns vor, Sie und ein Computer hätten eine Beziehung: Computer (also Er): „Kannst Du nicht wenigstens *einmal* einsehen, daß ich Recht habe?!“ Sie tippt ein: „Bitte schön!“ Der Computer sucht nun in seinen Datenbanken nach der Realitätsrepräsentation von „Bitte schön!“. Und da er von sehr intelligenten und kreativen Mathematikerinnen aus dem Raum Hamburg programmiert wurde, berücksichtigt er sogar den Kontext der Interaktion (Zweierbeziehung, Beziehungsdiskurs, Streit). Und so braucht er nur 3 Sekunden, um zu antworten: „Danke schön!“

In einer zukünftigen Kognitionspsychologie wird die Analogie zwischen Gehirn und Computer keine Rolle mehr spielen, ja diese Analogie wird in wenigen Jahren nur noch peinlich wirken: Das Gehirn läßt sich nicht sinnvoll als Einheit beschreiben, die zielgerichtet den Fluß aufeinanderfolgender Informationen abarbeitet und entschlüsselt. Ich halte auch den Gedanken, daß es analog zum Computer eine zentrale, übergeordnete Informationsverarbeitungseinheit, eine Central Processing Unit, eine Hauptplatine in unserem Gehirn geben soll, für ziemlich Unsinn. Auch der Gedanke, daß einzelne Zeichen und Symbole die Informationsträger darstellen, wird aufgegeben werden. Statt dessen wird sich die moderne Kognitionspsychologie und -physiologie damit beschäftigen, wie einfache neuronale Komponenten, die in einem spezifischen lokalen Umfeld im Gehirn wirken, sich im Rahmen eines autopoietischen Systems eng miteinander verknüpfen, vernetzen und spontan, ja blitzartig ein globales Zusammenwirken, eine Art Synästhesie, eben einen Sinneseindruck, eine Erkenntnis herstellen. Wir müssen uns dem einmaligen Gedanken nähern, daß für uns relevante kognitive Probleme nicht einfach von einer Welt da draußen vorgegeben werden, sondern daß wir unsere kognitiven Aufgaben und Probleme selbst inszenieren, hervorbringen und herstellen. Und die Relevanz unserer kognitiven Aufgaben ergibt sich zum einen schlicht aus dem Kontext, der Kultur, in der wir leben, und zum anderen aus unserer Systemgeschichte, also aus unserer körperlichen und sozialen Tradition.

Hier eröffnen sich faszinierende Forschungsmöglichkeiten, die direkte Konsequenzen für die untersuchten Menschen haben könnten, denn das Ziel bei all' diesen Untersuchungen wäre immer das idiographische Verstehen einer Person oder eines lokalen sozialen Raums. Die Leitfrage einer sozial-konstruktivistischen Kognitionspsychologie wäre: Welche Sprachfiguren wurden von welchen Menschen aus welchen spezifischen lokalen kommunalen Systemen im Laufe ihrer Onto- und Soziogenese in den Kopf hereingeholt? Oder auch: Welche Sprachfiguren spuken im Leben von Menschen bei vielen unterschiedlichen Lebensäußerungen über die eigene Person und über ihre „Absichten und Ziele“ herum und werden als „Information“ eingeschätzt? Hier ein paar Beispiele für mögliche Untersuchungen:

- Wir könnten Kinder aus verschiedenen sozialen und ethnischen Räumen die Größe (den Durchmesser) eines 5 Markstückes einschätzen lassen. Welche Hypothesen hätten Sie hier, lieber Leser, liebe Leserin?
- Wir könnten Menschen aus unterschiedlichen sozialen und ethnischen Räumen und Milieus beschreiben lassen, wieviel für sie eine Million Mark sind, und was sie damit alles anfangen könnten und würden. Und welche Hypothese hätten Sie hier, lieber Leser, liebe Leserin?
- Wir könnten auch Menschen aus verschiedenen sozialen und ethnischen Milieus eine Zeitungsanzeige mit der „Information“ „Fleisch ist Lebenskraft“ zeigen und sie bitten, die

Richtigkeit und Wichtigkeit dieser „Information“ zu beurteilen. Welche Hypothese hätten Sie hier, lieber Leser, liebe Leserin?

- Wir könnten auch Menschen aus verschiedenen sozialen und ethnischen Räumen den Zentralreden-Satz „Was man angefangen hat, führt man auch zu Ende!“ zeigen und sie fragen, was sie davon halten, welche „Information“ für sie in diesem Satz steckt. Welche Hypothese hätten Sie hier, lieber Leser, liebe Leserin?

Fazit: Die sozial-konstruktivistische Kognitionspsychologie sieht Kognition nicht mehr als Abbildungsmaschinerie, als Entschlüsselung von Repräsentationen, sondern als kreatives Konstruieren einer Welt. Kognition wird zur Inszenierung, zum Konstruktionsakt! Wir erschaffen uns unsere Welt durch unsere Kognitionen, durch unser gemeinsames soziales Handeln, durch Sprechen. Ein Netzwerk von Sprechakten und Sprachfiguren stellt uns selbst als Person, andere Menschen als unser soziales Gegenüber und die von uns „erkannte“ Welt her. Und Kommunikation ist natürlich keineswegs irgendeine Informationsübertragung von einem Sender zu einem Empfänger. Wenn das so wäre, wenn es festgelegte Bedeutungen gäbe, wenn unser Gehirn wie ein Computer funktionieren würde, dann müßten wir eigentlich viel weniger Probleme im zwischenmenschlichen Alltag haben. Dann müßten wir, wenn ein Politiker sagt: „Dies ist der Tellerrand der Solidaritätsaufgabe der Tagesordnung der Zukunft“ denken: „Ach das meint der! Roger! Klaro!“ Wir haben aber nichts verstanden, weil nichts zu verstehen war.

Schließen möchte ich mit dem Leitstern aller Leitsterne, mit Michel de Montaigne, der uns nun sagt, was er von „Informationsverarbeitung“ hält (aus: Zum Zeitvertreib und um die Phantasie zu tummeln, 1985, Zürich: Diogenes, S. 55): „Wären aber die Dinge wirklich das, für was wir sie halten, so müßten alle Menschen sie gleich empfinden!“ Alles klar?

3 Persönlichkeitspsychologie

3.1 Einführung

Zur Einstimmung auf das, was ich in diesem kleinen Traktat sagen möchte, werfen wir einen Blick auf die traditionelle empiristische Persönlichkeitspsychologie, wie sie in vielen Fakultäten gelehrt wird. Die selbstverständliche Leitkultur ist hier, daß das Selbst, das Ich einer Person, eine ganz natürliche und gleichsam physikalisch abgrenzbare Einheit sei, die als solche eben definierbar und beschreibbar, ja sogar meßbar sei. Und die Aufgabe der traditionellen differentiellen Psychologie und Persönlichkeitsforschung – und die Aufgabe jedes Naiv-Psychologen im Alltag – ist es nun, diese wahre Natur eines Selbst, diese individuelle Persönlichkeit, bei sich oder anderen zu entdecken und zu diagnostizieren. Dies führt nicht ohne Grund dazu, daß in Alltag und Wissenschaft ununterbrochen Diagnosen gemacht werden, Diagnosen über die Persönlichkeitsmerkmale oder die Eigenschaften in uns oder in anderen Menschen. Vor allem aber in anderen Menschen. Hören wir mal zu:

„Also, wenn sich Max doch nur einmal durchsetzen könnte. Aber er ist immer wieder viel zu nachgiebig, viel zu freundlich, irgendwie aber auch zu schwach.“ „Nein, ich glaube nicht, daß das was mit Durchsetzungsvermögen, Schwäche oder seinem Willen zu tun hat, ich denke eher, daß Max alles aus einer großen Selbstunsicherheit heraus tut, und nach außen sieht das dann oft so aus, als könnte er sich nicht konzentrieren oder als hätte er keine Lust zu irgendetwas.“

Ist das Psychologie? Ja, das ist Psychologie! Ist das schön? Ist's aufregend? Nein. Denn Diagnosen dieser Art umgeben uns von früh bis spät, vom Kaffeeklatsch bis zum Gutachten in einem Strafprozeß. Im Alltag klingen sie plump und dumm, in der Wissenschaft klingen sie auch nicht besser. Was sagt Karl Kraus dazu? „Eine der verbreitetsten Krankheiten ist die Diagnose.“ (Die Fackel Nr. 336, vom 23.11.1911, S. 41) So ist es.

Die im obigen Beispiel skizzierte Auffassung von Persönlichkeit als einem Bündel mysteriöser Charaktermerkmale ist nicht psychologisch, sie ist ur-psychologisch, sie ist psychologistisch, sie ist so, wie sich alle Nicht-Psychologinnen Psychologie vorstellen, denn jedes Geschehen, an dem Menschen beteiligt sind, wird psychologistisch verdoppelt. Hier ist ein Verhalten, eine Lebensäußerung, eine Handlung, und schwupp, erfinden wir dazu eine Ursache, eine Eigenschaft, ein Motiv, einen Trieb, was auch immer. Im Psychologismus wird so alles doppelt gesehen, was nur einmal da ist. Und andere Menschen oder soziale Kontexte tauchen bei der Definition, bei der Diagnose von Persönlichkeit nicht auf. Eine Person definiert sich aus sich heraus! Basta!

Ich finde es sehr interessant, daß die aus den Sozialwissenschaften kommenden Rollentheorien im traditionellen empiristischen Persönlichkeitspsychologismus fast keine Rolle spielen. Sie kennen die Grundgedanken der Rollentheorien, lieber Leser und liebe Leserin: Hier sind wir alle Darsteller, die in verschiedenen sozialen Kontexten verschiedene soziale Rollen aufgrund verschiedener sozialer Positionen spielen. Hier wird also gesagt, daß soziale Situationen (Weihnachten, Vorlesung, Urlaub, Liebesgeflüster) und soziale Positionen (Studentin, Professorin, Sekretärin, Politikerin) das Verhalten bestimmen! Diese Rollentheorien nehmen einige interessante Aspekte der sozial-konstruktivistischen Ich-Definition vorweg, wie wir gleich sehen werden.

Als nächstes möchte ich in dieser Einführung – ganz programmatisch – traditionelle Konzepte und sozial-konstruktivistische Konzepte von „Persönlichkeit“ in vier Punkten gegenüberstellen und erste Unterschiede herausarbeiten. Dabei soll uns die Rhetorikfigur des Kontrastes dienen. Und ich werde in diesem Propädeutikum – aus leicht einsehbaren Gründen – etwas ausführlicher und redundanter vorgehen. Zeit lassen!

3.1.1 Philosophische Grundgedanken

Traditionelle Konzepte

Das Subjekt, das Ich, das Selbst ist eine Einheit, eine Wahrheit, eine Wirklichkeit, eine Welt für sich (Ich bin, der ich bin; Ich sehe, also ich bin ich; ich fühle, also bin ich; ich denke, also bin ich!).

Sozialer Konstruktivismus

Das Subjekt, das Ich, das Selbst ist keine Einheit, sondern eine Vielheit. Es gibt Grade, Spielarten des Seienden, es gibt viele Welten im Ich und ein Ich ist in vielen Welten. Das „eine“ „wahre“ Ich ist hier Fiktion, wo soll das sein, und wenn es irgendwo ist, wie sollen wir es wo suchen bzw. finden? Ich bin also nicht der, der ich bin, ich bin viele Personen gleichzeitig, ich bin eine Personenperson, ein multipersonaler Flickenteppich!

3.1.2 Theoretische Grundvorstellungen vom Ich

Traditionelle Konzepte

Die theoretische Grundvorstellung ist hier ziemlich simpel. Das Ich, das Selbst, das Subjektive in uns ist eine Art Substanz, eine Art Substrat, eine Art psychische Tiefkühlware, die niemals auftaut und immer gleich bleibt. Und dieses Ich ist allen anderen Zuständen und Verhaltensweisen unserer Person *vorgeordnet*! Das Ich ist also eine ontische Substanz, die allen unserer Zuständen zugrundeliegt, diese bewirkt, verursacht, diese auslöst! Das Ich als Ursache soll dann genauer in irgendwelchen Erbanlagen (Genen) liegen, in irgendwelchen physiologischen Grundzuständen (Temperament), in irgendwelchen Triebkräften (Motiven) usw.

Sozialer Konstruktivismus

Hier gehen wir von dem Gedanken aus, daß wir selbst und andere uns wichtige Personen die vermeintliche Einheit unseres Selbst, unseres Ichs herstellen. Die angebliche Gleichheit und Gleichförmigkeit unserer personalen Zustände und Verhaltensweisen wird also sozial und kommunal hergestellt durch permanentes und eigentlich unzulässiges Gleichsetzen und Zurechtmachen. Oder anders ausgedrückt:

In unserer derzeitigen Kultur existiert das Sprachspiel, ein „Ich“ in uns selbst und in anderen Personen zu sehen und dabei zu glauben, daß dieses „Ich“ als Agent der Person irgendetwas bewirkt!

3.1.3 Was ist Persönlichkeit?

Traditionelle Konzepte

Eine Persönlichkeit ist eine wirkliche existierende, eine essentialistische, ontische Einheit, die alles das verursacht und bewirkt, was eine spezielle Person betrifft, und die somit hinter allen Gewohnheiten einer Person steckt!

Sozialer Konstruktivismus

Jegliche essentialistischen oder ontischen Vorstellungen werden hier aufgegeben. Genauer: Es gibt keine Persönlichkeit im üblichen Sinne mehr. Damit gibt es auch keine Persönlichkeitspsychologie im üblichen Sinne mehr. Oder anders: Zwischen Persönlichkeitspsychologie und Sozialpsychologie läßt sich nicht sinnvoll unterscheiden! Warum gibt es keine Persönlichkeitspsychologie mehr? Ich möcht's erläutern: Persönlichkeit, wenn wir bei dem Wort bleiben wollen, ist nicht etwas, was immer da ist, Persönlichkeit ist etwas, was statt dessen immer wieder aktuell im sozialen Diskurs hergestellt wird und hergestellt werden muß. Das ist schwer zu verstehen, deswegen möchte ich noch einmal die erstaunliche Konsequenz dieses Gedankens skizzieren: Ohne sozialen Diskurs gibt es keine Persönlichkeit. Meine Persönlichkeit wird aktuell hergestellt im Zwiegespräch mit mir oder mit anderen Menschen in sozialen und kommunalen Räumen und Kontexten, und da ich als Person verschiedene soziale Räume aufsuche, zeige ich auch verschiedene Persönlichkeiten. Habe ich keine sozialen Diskurse, bin ich etwa Einsiedler, konstruiere ich mein Ich im Diskurs mit dem, was mich umgibt: Natur, Tiere, was auch immer. Da wir aber meist keine Einsiedlerinnen sind, wird das Ich zu einer sozialen Konstruktion. Und da unsere soziale Welt eine Welt der Gesten und insbesondere eine Welt der Sprachgesten und Sprachfiguren ist, produzieren verschiedene Sprachschattierungen innerhalb der momentanen kulturell und historisch bedingten Grenzen des Sagbaren verschiedene Ich-Schattierungen.

3.1.4 Konsequenzen

Traditionelle Konzepte (Motto: Das Ich, wie es wirklich ist!)

Aufgabe der wissenschaftlichen Forschung kann nur sein, die zentralen allgemeinen Eigenschaften verschiedener Ichs als wahre Merkmale ohne Fehleranteile zu sammeln und den Mittelwert daraus über große Gruppen von Menschen zu bilden, um dann zu prüfen, ob sich die Mittelwerte verschiedener Menschengruppen signifikant voneinander unterscheiden. Und die Anwendung dieser Forschung kann nur darin liegen, verschiedene Ichs auf Grund der ermittelten wahren Eigenschaftsausprägungen zu klassifizieren, zu kategorisieren, zu selegieren. Und damit werden die Wirklichkeitsräume der betreffenden Personen geschlossen!

Sozialer Konstruktivismus (Motto: Das Ich, wie es hergestellt wird!)

Aufgabe eine sozial-konstruktivistischen Forschung kann nur sein, daß wir den Menschen zeigen, wie unsere derzeitige Sprache uns in verschiedenen kommunalen Systemen und Kontexten unterschiedlich herstellt. Und wir können den Menschen Wege und Möglichkeiten aufzeigen, „mehr“ zu sein, als bisher. Oder anders: Unsere Forschungsrichtung könnte Möglichkeitsräume öffnen!

Soviel zur Vorbereitung.

3.2 Persönlichkeitspsychologische Überlegungen

Es gibt zur Zeit noch keine einheitliche abgegrenzte sozial-konstruktivistische Persönlichkeitspsychologie, die müssen wir erst noch erarbeiten. Es gibt aber schon eine ganze Reihe von guten Gedanken

aus verschiedenen Provenienzen, die ich hier zusammentragen, betrachten und anschaulich machen möchte. Fangen wir an:

3.2.1 Das Ich als Erzählung

In einer sozial-konstruktivistischen Psychologie der Zukunft wird aus dem „Ich als stabiler Einheit“ das „Ich als Erzählung“! Und Sprachfiguren über uns selbst spiegeln natürlich keine physiologischen oder psychologischen Zustände mehr wieder, sondern sind schlicht Produkte, Konstruktionen im Rahmen kommunaler Konventionen, also eben Erzählungen, Märchen, Folklore.

Beispiele: Was können wir alles zu uns selbst über uns selbst sagen?

- „Ich fühle mich so niedergeschlagen!“
- „Sobald ich versuche zu arbeiten, merke ich, daß es doch nicht geht, und dann laß ich’s. Ich bin eben so!“
- „Irgendwie ist es doch egal, ob ich die Drogen nehme oder nicht, dann kann ich sie ja auch nehmen!“
- „Ja, ich weiß, ich sollte nicht immer gleich so aufbrausend sein, aber wie sie da mit diesem Anderen aus dem Park gekommen ist, habe ich nur noch rot gesehen!“

Persönlichkeitspsychologisch interessant sind auch kommunal definierte Zwiegespräche: Wie können wir unsere Person kommunikativ, im sozialen Diskurs herstellen? Welche Anforderungen müssen wir erfüllen? Schauen wir mal!

A: „Und wie ging es Dir, als Du durch die Prüfung gefallen warst?“

B: „Was heißt hier, wie ging es mir? Na schlecht natürlich, das kannst Du Dir doch wohl denken!“

Noch einmal A: „Und dann hat er Dich geküßt, wie ging es Dir dabei? Wie hast Du Dich gefühlt?“

B: „Was heißt hier, wie ging es mir dabei? Das war total aufregend, das kann man sich eigentlich aber doch wohl irgendwie denken!“

Diese Art von Antworten ist im öffentlichen Diskurs weit verbreitet. Fragen wir öffentliche Personen danach, wie es ihnen gerade geht, also etwa Franz Beckenbauer, Verona Feldbusch, Christoph Daum oder andere geglückte Übereinstimmungen aus geistigen Möglichkeiten und Gesichtsausdruck, kommen fast immer solche „man“-Formulierungen. Öffentliche Personen verzichten also klugerweise freiwillig auf ihre eigene Erlebniswelt und sagen gleich das auf, was als Gefühlssprachfigur in genau diesem Kontext von ihnen abverlangt wird! Das Problem ist, daß sich diese sozial hergestellten sprachlichen Konventionen, über uns selbst zu sprechen, im Laufe der Zeit ganz von selbst reifizieren und objektivieren. Sie vergegenständlichen sich, ja sie verselbständigen sich, bis wir sie eines Tages für tatsächliche Gegebenheiten in der wirklichen Wirklichkeit, für existierende Tatbestände unseres ureigensten Ichs halten. Werden wir geküßt, sind wir glücklich, weil man/frau dabei eben glücklich ist. Sind wir verliebt, wird unser Ich ganz leicht oder ganz schwer, je nachdem welche Erzählungen wir heranziehen, um unsere Verliebtheit herzustellen. Alles, was wir erleben können, liegt sprachlich zubereitet schon fertig vor, alles, was über unser Ich gesagt werden kann, ebenfalls. Denn nicht ich fühle etwas, sondern man fühlt. Wieviele Leute benutzen das Wort „man“ wenn sie etwas über sich selbst sagen sollen! Und unser kommunales System stellt uns nicht nur das Wissen über diese Sprachfiguren zur Verfügung, sondern dazu auch noch die Regeln, wie, wann und wo diese Sprachfiguren angemessen gebraucht werden dürfen, können und müssen. In Zukunft sollten wir deshalb auf die Frage, wie uns beispielsweise eine Person gefallen habe, ganz unverblümt sagen: „Sie ist wie ein Gedicht!“ Besser und richtiger läßt es sich nicht sagen.

3.2.2 Zum sozialen Raum

Die Sprachfiguren, die wir uns über uns selbst erzählen, werden innerhalb sozialer Räume kooperativ hergestellt. Eine besondere Rolle bei dieser Sprachfigurenproduktion spielt die Interaktion mit

signifikanten Anderen. Wir nehmen in unser Sprachfiguren-Repertoire nur Metaphern auf, die von für uns bedeutsamen Personen über uns geäußert wurden. Was Leute über uns sagen, die uns egal sind, kann uns doch nur egal sein, obwohl es uns trotzdem ärgert! Und damit kommen wir zu einer sehr erfreulichen Neubesetzung des Signifikanz-Begriffs. Signifikant ist in Zukunft nicht mehr das, was bei uninteressanten allgemein-linearen parametrischen oder non-parametrischen Zauberkunststückchen herauskommt; nein, signifikant ist etwas, wenn ein System Mensch es für relevant, bedeutsam, signifikant hält, wenn es eine Rolle spielt. Wir sollten uns insbesondere auf den Begriff des „Signifikanten Anderen“ (Berger und Luckmann) einstellen (vgl. dazu das Arbeitspapier Nr. 7). Im Mittelpunkt der Wissensproduktion über ein Individuum, über ein Selbst, stehen signifikante Andere in dem sozialen Raum, der ein Individuum werden läßt. Dies ist ein ganz zentraler Gedanke! Und je nach Zugehörigkeit zu verschiedenen kommunalen Systemen werden diese Erzählungen über uns und zu uns selbst verschieden ausfallen. Betrachten wir wieder ein Beispiel:

Zwei Studenten, *A* und *B*, werden in einem Seminar für ein Referat ganz besonders gelobt! Sie reagieren auf dieses Lob ganz unterschiedlich, denn ihre Persönlichkeit hat sich in verschiedenen kommunalen Systemen ganz verschieden entwickelt. *A* stammt aus einem sozialen Raum, welcher sich vielleicht als aufstrebende Mittelschicht bezeichnen läßt. In diesem System sagt man z.B. zu sich, daß man es zu etwas bringen muß! Also sagt *A* zu sich selbst: „Das ist ja wunderbar, vielleicht wird ja doch noch mal was aus mir, wenn ich so leistungsfähig bin! Endlich seh’ ich einen Sinn in meinem Studium! Fein!“ Großer Jubel!

B stammt aus einer eher desillusionierten intellektuellen Mittelschicht und weiß überhaupt nicht, was er mal werden will. Also sagt *B* zu sich selbst: „Das ist doch wohl das letzte, erst zwingt der einem ein solches Scheiß-Referat ab, und dann macht er sich noch über einen lustig, weil ich so blöd war, das Referat genau so zu machen, wie er das gerne hätte. Ich fühle mich echt ganz elend! Ich sollte mit dem Studium aufhören, ist doch alles sinnlos hier, ist doch bloß ’ne Einübung in Entfremdung!“ Also kein Jubel, sondern große Verstimmung!

3.2.3 Bemerkungen zur Echtheit

Etwa Ende der 60er Jahre wurde es für jedes Ich zur Pflicht, echt zu sein, und ganz und echt Ich-selbst zu sein. Diese kulturell definierte Verpflichtung gilt bis heute. Ich will nun nicht darüber philosophieren, wie anstrengend es ist, ein echtes Ich zu haben und dieses immer echt vorzuführen. Ich möchte Sie, lieber Leser und liebe Leserin, eher auf den Gedanken bringen, wie interessant es ist, daß sich die viel beschworene Echtheit unserer Person natürlich auch nur aus kommunal definierten Zurichtungen und Begrenzungen heraus ergibt. Echt sind wir dann, wenn wir kontextuell und kommunal stimmig, angemessen und „richtig“ reagieren, wenn wir also das tun, was jede andere „auch getan hätte“. In diesem Sinne sind wir also echt, wenn wir nicht bei uns sind. Unecht sind wir dann, wenn wir bei uns sind. Ein wunderschöner Gedanke! Beispiele: Bei traurigen Ereignissen irgendwelcher Art zeigen alle öffentlich vorgeführten Ichs eine überraschend übereinstimmende zutiefst echte Betroffenheit und Bestürzung. Wir würden als Konstruktivistinnen vermuten, daß diese Sprachgesten der Betroffenheit, der Wut und Trauer nicht authentisch in den Personen lagen und lagerten, sondern von unserer Kultur als Beweis der Echtheit eines Trauererlebnisses abgefordert wurden.

Anderes Beispiel: Wir sind ganz bei uns, ganz in Gedanken. Jemand grüßt uns und wir grüßen zurück. Dabei kriegen wir aber die Zähne nicht auseinander und machen ein ganz verhuschtes Gesicht. Das war irgendwie unecht! Das war keine richtige Begrüßung. Wir haben die kommunal abzufordernde Begrüßungs-Geste nicht mit der nötigen Begeisterung rübergebracht, wie unecht! In diesem Sinne sind wir in unserer Kultur als Ich dann echt, wenn wir nicht bei uns sind. Unecht sind wir dann, wenn wir bei uns sind. Ich liebe dieses Wortspiel.

3.2.4 Zur Stabilität des Ich

Wie wird die Stabilität dessen hergestellt, was wir uns über uns selbst erzählen? Wie kommt das, daß wir uns meist so gleichbleibend, so charaktermäßig empfinden? (Ein Mann, ein Weg, eine Geschichte!?) Nun, das ist ziemlich einfach. Zum einen ist mit den Sprachfiguren des Ich und des Charakters ja eben was Stabiles, was gleichbleibend Überdauerndes gemeint. Wir stellen uns aber zum anderen als stabile Person her, indem wir eben nie die Fakten selbst sehen und sehen können, sondern immer nur unsere Wahrnehmung eingrenzen, sie beschränken, sie akzentuieren (vgl. dazu meinen kleinen Essay über den Konstruktivismus⁵).

Dieses aktive Für-Wahr-Nehmen, dieses Wahrgeben können wir auch „selektive Wahrnehmung“ nennen. Das ist in der traditionellen empiristischen Psychologie eine ganz schwere Verirrung, eine Ausnahme, da die Welt da draußen ja richtig und objektiv abgebildet werden kann. In einer sozial-konstruktivistischen Psychologie ist der Gedanke, daß unsere Wahrnehmung selektiv ist, ganz normal, es geht gar nicht anders, wie sollte es anders sein? Wir müssen auch vom selektiven Feedback als weiterem Stabilisierungsmechanismus reden, welches wir von wiederum ausgewählten signifikanten Bezugspersonen erhalten. Und es ist erstaunlich, wie bestehende Ich-Vorstellungen von uns selbst aufrechterhalten werden ganz unabhängig von dem, was um uns herum alles so passiert. Oder anders, wie wenige signifikante Andere lassen wir wirklich an uns heran!

3.2.5 Das Ich als Agent, als Akteur

Ein weiterer hochinteressanter Aspekt einer sozial-konstruktivistischen Persönlichkeitspsychologie ist, daß das Ich aus seiner überdeterminierten Rolle befreit und zum Agenten seiner selbst emporgehoben wird. In den traditionellen Theorien ist unser Ich immer ein versklavtes Bündel von Eigenschaften, Trieben oder anderen finsternen Mächten, die sich regelmäßig und uns ganz unbewußt dann äußern, wenn es uns am peinlichsten ist. Ganz anders in einer sozial-konstruktivistischen Psychologie. Das Ich als Erzählung wird hier zum Ursprung des Handelns. Das erinnert stark an den Existentialismus. Nicht die Reize und die Gegebenheiten unserer Umgebung lenken unser Ich, sondern unsere sprachlichen Interpretationen dieser Reize.

3.2.6 Konsequenzen

In Zukunft kann es eine Persönlichkeitspsychologie ausserhalb sozial definierter Meinungen nicht mehr geben. Persönlichkeitspsychologie als Sozialpsychologie beschreibt und prüft die Meinungen über Persönlichkeit in verschiedenen sozialen Räumen. Das mag für die hartnäckigen Rationalisten, Methodisten und Objektivitätsduseler enttäuschend klingen, aber so ist's. Und genau so sind wir als Psychologinnen ganz nah am wirklichen Leben! Erzählungen über eine Person, Sprachfiguren-Zuschreibungen also werden sozial ausgehandelt und können deswegen als sozial hergestellte Meinung über eine Person auch nur aus diesem sozialen Zuschreibungsprozeß heraus verstanden werden. Und genau deswegen kann die zukünftige Persönlichkeitspsychologie nicht mehr länger Eigenschaften, Motive und andere Kräfte zunächst erfinden und dann die betrachteten Personen damit verdoppeln. Sie muß statt dessen an die kommunal vermittelten Zuschreibungsprozesse heran. Ganz allgemein: Psychologisches Wissen kann nicht mehr als Gesetz gleichsam objektiv festgestellt werden. Nein, psychologisches Wissen ist ein Nebenprodukt sozialer Prozesse innerhalb bestimmter kommunaler Systeme. Und Systeme unterscheiden sich eben durch das, was sie ganz speziell für Wissen halten. Wir können also das Leben von Menschen, und damit ihre Persönlichkeit, nur verstehen, wenn wir die ununterbrochen ablaufenden und fließenden strukturellen Koppelungen, also die Prozesse des Aushandelns, des Austausches und der Interpunktion, die Lebens- und Sprachspiele genau beobachten

⁵siehe <http://www.boag.de/sceptic-20003.html>

und prüfen. Und dies bedeutet, daß wir, bevor wir uns einzelne Menschen betrachten, erst das kommunale System betrachten müssen, in dem der einzelne lebt. Welche Spiele werden hier eigentlich gespielt? Mit diesem Wissen erst wird uns die Einzelperson verständlich. Menschen sind autopoietische Systeme, die in kommunalen Systemen leben. Menschen leben als Systeme in Systemen! Das ist es!

3.2.7 Womit könnte sich eine sozial-konstruktivistisch orientierte Persönlichkeitspsychologie denn nun ganz konkret beschäftigen?

Ich möchte hier an die im Arbeitspapier Nr. 10 erläuterten Methoden wie Skriptanalysen, Diskursanalysen, Spielanalysen und Systemanalysen erinnern. Betrachten wir uns mal z.B. Skriptanalysen im Bereich der Persönlichkeitspsychologie. Wir könnten hier Fragen stellen, wann wir im Laufe unsere Entwicklung welche Sprachfiguren lernen, um zu uns selbst über uns selbst oder über andere Personen sprechen zu können. Eine tolle Forschungsfrage! Andere gute Forschungsfragen einer sozial-konstruktivistischen Persönlichkeitspsychologie:

- Wann, warum und von wem wird einer Person das Etikett intelligent oder aggressiv zugeschrieben?
- Was erzählt eine Person über sich selbst zu sich selbst und zu anderen in Abhängigkeit von verschiedenen sozialen Kontexten?
- Wie entwickeln sich Ich-Erzählungen einer Person über die Zeit? Wunderbar! Die Ich-Erzählung als Tragödie, als Komödie, als Tragikomödie etc.

Ebenso spannend ist die Frage, welche Metaphern uns für bestimmte Lebenskontexte zur Verfügung stehen. Beispiele zum Thema, daß „Ich“ mit „mir“ etwas machen kann:

- „Da habe ‚ich‘ ‚mich‘ einen Augenblick nicht zusammengerissen!“
- „‚Ich‘ war einen Moment nicht bei ‚mir‘!“
- „‚Ich‘ habe ‚mich‘ überwunden und tue das jetzt nicht mehr!“
- „Ich habe gemerkt, daß ‚ich‘ ‚mir‘ die ganze Zeit etwas vorgemacht habe!“

Hallo, Hallo!! ‚Ich‘ und ‚mir‘! Das ist wirklich köstlich! Natürlich gibt es das ‚Ich‘ und das ‚Mir‘ nicht. Aber mit diesen beiden Worten können wir uns ganz leger in dieser Kultur bewegen, können etwa mit Anschuldigungen umgehen, Verantwortung ablehnen und andere Späße machen.

Andere Metapher-Analysen könnten zum Beispiel untersuchen, welche Sprachfiguren es gibt, um spezielle psychologisch interessante Einheiten zu beschreiben: Also etwa unseren Geist, unser Bewußtsein, unseren Kopf. Da gibt es folgende interessanten Sprachfiguren: Unser Geist wird oft dargestellt und verstanden als Behälter, als Container, in den man/frau mit dem Nürnberger Trichter (Harsdörffer 1647) etwas einfüllen, etwas eintrichtern kann:

- „Ich behalte das im Kopf!“
- „Das will einfach nicht in meinen Kopf!“
- „Ich habe so eine Leere im Kopf!“

Schön sind auch die Alltagsvorstellungen, unser Geist, unser Bewußtsein sei eine Maschine:

- „Irgendwie habe ich da nicht richtig funktioniert!“
- „Nach dem 3. Cognac ist mein System abgestürzt!“

Suchen Sie, lieber Leser und liebe Leserin, mal nach weiteren technizistischen und funktionalistischen Maschinenmetaphern. Sie werden hunderte davon finden.

Oder unser Geist als architektonische Anordnung in der Tiefe des Raumes (das gibt es nicht nur im Fußball, wo Yildiray Bastürk in unnachahmlicher Weise eben dahinein starten kann): Wir sprechen hier

von höheren geistigen Prozessen, damit muß es auch niedrigere geben. Wir sprechen von verschiedenen Bewußtseinsstufen oder -ebenen. Wir sprechen auch von ganz tief liegenden Erinnerungen an ganz tiefe Beziehungen und von ganz oberflächlichen Erinnerungen an ganz oberflächliche Affären. Wir sprechen sogar von verschiedenen Bereichen im Bewußtsein, verschiedenen Partitionen, die manchmal so geschützt sind, daß wir Bewußtseinsschranken und -barrieren einreißen müssen, um zu ihnen zu gelangen. Es gibt auch das Bild und die Metapher des Bewußtseinsstromes, des endlosen Flusses aufeinander folgender Gedanken oder Bilder.

Sie sehen, lieber Leser und liebe Leserin, unsere Sprache stellt uns in ganz aufregender Weise das zur Verfügung, was dann zum einen von uns (nach)erlebt und zum anderen von der traditionellen Psychologie als wirkliche psychische Wirklichkeit entdeckt wird.

3.2.8 Ausblick

In der traditionellen empiristischen Persönlichkeitspsychologie stand im Mittelpunkt des Interesses aller Forschenden das Individuum mit seinem Ich. Man/frau suchte nach den Mechanismen, Trieben, Attributen, Eigenschaften, Motiven, Plänen und Strukturen, als seien das individuelle Besitztümer. Heute nun können wir eine Verschiebung beobachten vom Individuum mit seinen festgelegten Strukturen hin zu einem Ich als kommunal definiertem Konstrukt, welches aus der strukturellen Koppelung zwischen personalen Systemen und aus sozialen Beziehungen heraus entstanden ist. Die unmittelbare Konsequenz daraus ist, daß wir nicht mehr sagen können, hier bin ich und da ist die Außenwelt. Wir können nur noch sagen: Ich bin durch die Welt und mit der Welt, und die Welt ist durch mich und mit mir, aber ich und die Welt dürfen niemals gegeneinander sein. Das Ich, das Individuum ist selbst ein sozial hergestellter Prozeß geworden. Die Aussage: „Wir sind das Volk!“ ist somit außerordentlich zutreffend, was sollen wir sonst sein? Aussagen über uns (von uns selbst oder von anderen gemacht) hängen vom Kontext und vom kommunalen System ab, in dem wir uns während dieser Aussage bewegen, wovon sonst? Von der Persönlichkeit? I wo.

4 Personen als Systeme

4.1 Einführung

In den Grundgedanken (Kapitel 1) zu dieser kleinen Reihe erklang an mehreren Stellen und in unterschiedlichen Zusammenhängen das Zauberwort „System“: So habe ich von Subjektsystemen, von Personensystemen, von Personen als nicht-trivialen Systemen, von selbstreferentiellen und autopoietischen Systemen, von sozialen Systemen, von kommunalen Systemen und schließlich gar von Familiensystemen gesprochen. In den Bemerkungen zur Kognitionspsychologie (Kapitel 2) tauchen „kognitive Systeme“ auf. Und in dem kleinen Essay über Persönlichkeitspsychologie (Kapitel 3) schließlich habe ich sogar ein geheimnisvollen Raunen vom „System Mensch“ versteckt. Das Wort „System“ erscheint also allüberall. Und was soll es bedeuten?

Zunächst einmal: Ich hasse dieses schreckliche Wort. Wie klingt das, „System“? Scheußlich. Aber ich verwende es. Wie inkonsequent?! Lieber Leser, liebe Leserin, bitte haben Sie Geduld mit mir, denn ich werde in diesem kleinen Essay – an die anderen Skizzen dieser kleinen Reihe anknüpfend – erläutern, was soziale Konstruktivistinnen unter dem Begriff „System“ verstehen und was wir davon haben könnten, wenn wir dieses schreckliche, schnöde, kalte, technokratische Wort weiter verwenden. Die Persönlichkeitspsychologischen Skizzen (Kapitel 3) sollten eine grundlegende Einführung in das sozial-konstruktivistische Denken über Personen sein. Nun folgen systemtheoretische Details. Und in dem Essay über „Personen als Texte“ (Kapitel 5) skizziere ich dann weitere Facetten unserer sozial-konstruktivistischen Gedanken über das Phänomen der „Person“.

4.2 Was ist ein System?

Im folgenden werde ich Ihnen einen kleinen allgemeinen Überblick über die postmoderne Systemtheorie bieten und verschiedene Bestimmungstücke herausarbeiten:

1. Ein *System* nennt man die *Beziehungen* zwischen Elementen, die selbst wieder Systeme sein können. Ein System ist der Hintergrund, auf dem die Elemente als Beziehungsfiguren interagieren. Ein System ist mehr als die Summe seiner Teile. Ein System kann eine einzelne Person sein, aber auch eine Gruppe von Personen, wie etwa eine Familie, eine Firma oder eine Fußballmannschaft. Alles was lebt, ist in dem Sinn, der sich in diesem Essay ergeben wird, ein System. Also auch ein Hund! Oder ein Mensch und ein Hund: So hat Egon Friedell auf eine so spezifische Art und Weise seinem Hund Schnack Theater-Kritiken über sich selbst vorgelesen, daß Schnack ihm nach ständig wachsendem Mißfallen und Knurren schließlich die Zeitung aus den Händen riß und zerfetzte. Dies ist eine Geschichte über ein System.
2. *Elemente* eines Systems können verschiedenster Art sein. Betrachten wir uns einmal die möglichen Elemente eines Personensystems: Hier gibt es zumindest physikalische Elemente (z.B. Außentemperatur, Sauerstoffgehalt der Atemluft, Sonnenstrahlung), physiologische Elemente (z.B. Blutdruck, Schilddrüsenüberfunktion), sozialökonomische Elemente (z.B. Wohnungsgröße, Einkommen), sozial-kommunikative Elemente (z.B. kulturelle Normen, Übereinkünfte, Selbstverständlichkeiten, Spielregeln, Rituale), psychologische Elemente (z.B. Vorstellungen, Gedanken, Meinungen, Erwartungen), und schließlich behaviorale Elemente (z.B. Lebensäußerungs-Gewohnheiten aller Art, Verhaltensskripte, Spiele).
3. Die Elemente eines Systems sind nun nicht alle gleich gewichtig oder horizontal angeordnet, nein, sie kommen in *Hierarchien* daher, sie sind meist vertikal sortiert. Es gibt unterschiedliche Wichtigkeiten. So kann zum Beispiel die Meinung „Für mich zählt nur billig!“ alle anderen Meinungen und Lebensäußerungsgewohnheiten so dominieren, daß sich immer weniger Verhaltens-Möglichkeiten ergeben, die dann – im Kontext von Preis-Leistungs-Vergleichen – auch noch immer anstrengender ausgewählt werden müssen.
4. Die Beziehungen zwischen den Elementen sind nicht lineal, sondern *rekursiv*. Die Elemente sind untereinander *vernetzt*. Und Vernetztheit heißt, ein Element ist nicht unabhängig von den anderen Elementen des Systems veränderbar. Ändert sich ein Element, ändern sich andere Elemente mit. Ein ganz einfaches Beispiel: Bekommt ein 30 jähriger Sozialhilfeempfänger mit Familie wieder eine Arbeitsstelle, eine Tätigkeit, die nicht nur angemessen bezahlt wird, sondern in der er sich auch als Person widerspiegeln kann (vgl. meinen Essay „Über das Besiegte“⁶), wird sich sehr vieles in diesem Familiensystem ändern: Die Familie wird vielleicht eine neue bessere Wohnung finden, sie wird vielleicht insgesamt den Fernsehkonsum reduzieren, er wird vielleicht seine Betablocker für Herz und Magen absetzen, seine Frau vielleicht Tavor oder Fluctin wegschmeißen, und die Kinder bekommen vielleicht kein Ritalin mehr. Träume? Klar, Träume.
5. Systeme „bewegen“ sich, sie sind *eigendynamisch*, sie emergieren, sie entfalten sich permanent und erreichen immer wieder neue und andere Emergenzniveaus. Systeme sind also nicht an Genen und anderen statischen Auslösern festgebunden und festzumachen, sondern sie entwickeln und entfalten sich, auch und gerade dann, wenn alle Systembeteiligten versuchen, Änderungen unter allen Umständen zu unterbinden (siehe Punkt 10).
6. Systeme sind so organisiert, daß sie sich selbst herstellen und aufrechterhalten, sie regulieren sich selbst im Rahmen der *Autopoiese*. Gleich mehr dazu.

⁶siehe <http://www.boag.de/sceptic-40002.html>

7. Systeme wählen aus, was sie sehen oder hören wollen, sie reduzieren damit Komplexität und konstruieren ununterbrochen eine Wirklichkeit, ihre Wirklichkeit. Oder anders: Die Hauptaufgabe von Systemen besteht darin, Sinn herzustellen! Das ist es! *Systeme fabrizieren Sinn*, und alle Gestenfiguren innerhalb eines Systems müssen diesen Sinn transportieren und deutlich machen. Nehmen wir wieder ein einfaches Beispiel: Wenn zwei Menschen sich lieben, weist jede Geste, jede Berührung, jeder Blick nur auf eins hin, auf ihre Liebe. Jede – von einem milden Seufzen begleitete – Geste produziert wechselseitig also genau den Sinn des Systems, um den es gerade geht: Liebe! Und kommt eine von beiden plötzlich auf den Gedanken, sie liebt mich nicht mehr, weisen genau die gleichen, also wirklich ganz genau die gleichen Gesten, Berührungen und Blicke aus dem Zustand „Liebe“ nur noch auf eins hin: Sie liebt mich nicht mehr. Sind Menschen komisch? Nein. Doch.
8. Systeme fallen nicht fertig vom Himmel, *Systeme haben eine Geschichte*. Systeme entwickeln und entfalten sich ein Leben lang. Also ist es äußerst interessant, etwas über die Geschichte von Systemen zu erfahren. Wie ist ein System zu dem geworden, was es heute darstellt? Die Geschichte eines Systems ist ja niemals vergangen, sie ist immer aktuell, da sie ja gerade eben systemeigene Gestenfiguren produziert.
9. Die *Geschichte* eines Systems *transformiert* die erlebte *Wirklichkeit* des Systems. Hölderlin sagte (vgl. „Konstruktivismus: Die Epistemologie der Postmoderne“⁷): „Schauen, müssen wir mit Schlüssen, der Erfindung, vorher!“ Oder anders: Die Geschichte eines Systems definiert die Unterschiede, die für das System einen Unterschied machen! Aus dem Gewordensein eines Systems entwickeln sich Zeiger (vgl. dazu „Ein Zeigermodell“⁸), die die Wirklichkeit und die zukünftige Wirklichkeit des Systems definieren.
10. Unter Punkt 5 habe ich gesagt, daß sich Systeme permanent entfalten und entwickeln und so immer wieder andere Emergenzniveaus erreichen. Das stimmt. Es stimmt aber auch, daß Systeme unter allen Umständen versuchen, ihre existierenden Sinnordnungen zu bewahren. Systeme sind prinzipiell konservativ. Überaus konservativ! Ja, obwohl Systeme sich ständig entwickeln, widersetzen sie sich vehement Veränderungen aller Art, denn alles soll so bleiben, wie es immer war. Nehmen wir wieder ein einfaches Beispiel: So sagt ein Liebender gern, oft und vergeblich zu seiner Auserwählten: „Warum kann es denn mit uns nicht so sein, wie es immer war?“ Nein, das kann es eben nicht, Systeme sind eigendynamisch, sie entfalten sich permanent, auch wenn wir so gerne die Zeit anhalten würden.

4.3 Personensysteme

Jetzt werden wir, lieber Leser und liebe Leserin, den Systemgedanken auf Personen anwenden. Es folgt eine systemtheoretische Persönlichkeitspsychologie. Der Ausgangspunkt ist sehr einfach: Im Mittelpunkt aller Analysen stehen Lebensäußerungen von Personen. Und jede Lebensäußerung eines Menschen verweist mindestens auf zweierlei, zum einen auf die Selbstorganisation (die Autopoiese) und zum anderen auf psychische Strukturen. Fangen wir mit dem an, was ich „Strukturen“ nenne möchte.

4.3.1 Die Strukturen eines Personensystems

Vielleicht erinnern Sie sich an mein Zeigermodell⁹? Nun, unsere „Strukturen“ bestehen schlicht aus Zeigern, mit Hilfe derer wir versuchen, Unterschiede in der Welt da draußen zu sehen, um damit dann wieder auf die Welt oder auf uns zeigen zu können. Wir entwickeln in unserer Biographie also kognitive

⁷ siehe <http://www.boag.de/sceptic-20003.html>

⁸ siehe <http://www.boag.de/sceptic-20004.html>

⁹ siehe <http://www.boag.de/sceptic-20004.html>

Strukturen, Zeiger, Vermutungen und Verhaltensweisen, mit Hilfe derer wir in der Welt zurecht zu kommen glauben. Wie in Watzlawicks wunderschönen Geschichte von dem Mann, der durch heftige andauernde Armbewegungen Elefanten zu vertreiben meint, die gar nicht da sind, zeigen wir ständig irgendwelche Lebensäußerungen, von denen wir vermuten und hoffen, daß sie in unserem Leben das bewirken, was wir uns vom Leben erhoffen. Und da bei Menschen eine der wichtigsten Strukturen die Sprache ist, sind unsere „Zeiger“ ganz überwiegend sprachlich definiert, sind also Texte (vgl. dazu Personen als Texte, Kapitel 5).

Interaktionen zwischen Menschen finden nun statt, indem irgendwelche Zeiger-Texte abgerufen und aufgesagt oder irgendwelche Gestenfiguren abgeliefert werden, die in der Interaktion zwischen Menschen in eben diesem kommunalen System Sinn machen sollen (vgl. dazu den Essay über Sozialpsychologie, Kapitel 6). Interessant ist nun, daß in systemischen oder systemtheoretischen Persönlichkeitsmodellen viel darüber gesprochen und nachgedacht wird, wie Menschen überhaupt interagieren können, wenn sie selbstreferentiell agieren und auf eine spezifische Weise informationell geschlossen sind (vgl. den folgenden Punkt 4.3.2, Informationelle Geschlossenheit). Hier nennt man das „Koppelung“ von Systemen. Denn Personensysteme sind in der Lage, sich mit Hilfe ihrer Strukturen, also mit Hilfe ihrer Zeiger, mit anderen Systemen zu koppeln. Also nennt frau dies schlauerweise strukturelle Koppelung. Aber Obacht: Daß Menschen sich verstehen wird hier interessanterweise nicht als selbstverständlich vorausgesetzt. Statt dessen glauben Systemtheoretikerinnen, daß das Verstehen zwischen Menschen durch eine strukturelle Koppelung erst mühsam hergestellt werden muß. Das ist eben nicht leicht, sondern schwer!! Und durch die strukturelle Koppelung schaffen sich zwei Menschen einen Übereinstimmungsbereich, einen konsensuellen Bereich, in dem sie die Wirklichkeit ähnlich verstehen wollen, in dem sie die Texte über die Welt in ähnlicher Weise im Munde führen wollen.

4.3.2 Autopoiese

In der postmodernen Systemtheorie ist Autopoiese ein *Organisationsprinzip* lebender Systeme. Das bedeutet, daß mit dem Wort Autopoiese die Frage „Was definiert Leben?“ neu beantwortet werden kann. Schauen wir uns das näher an. Ich bitte Sie, lieber Leser und liebe Leserin, im folgenden auch den Artikel über Humberto Maturana aus dem Arbeitspapier Nr. 7 bei der Hand zu haben.

Was ist Autopoiese?

Autopoiese, diese an eine romantische Selbstverwirklichungstendenz erinnernde Energiequelle, die oft mit dem Lebensprinzip selbst gleichgesetzt wird, ist das Zauberwort der Postmoderne schlechthin. Autopoiese kommt von „auto“ und „poiein“ und heißt einfach „selber machen“. Autopoiese bedeutet, daß Lebewesen sich dadurch auszeichnen, daß sie sich permanent selbst erzeugen, sich ununterbrochen selbst herstellen, sich selbst produzieren! Autopoiese ist die Organisationsform lebender Systeme, die Organisationsform nicht-trivialer Maschinen. Das Gegenteil von Autopoiese ist Allopoiese: „allos“ bedeutet „fremd“. Allopoietische Systeme erzeugen also etwas von sich selbst Verschiedenes, etwas Fremdes. Allopoiese ist die Organisationsform trivialer Maschinen, also z.B. die von Computern.

Informationelle Geschlossenheit

Autopoietische Systeme sind nun materiell-energetisch offen, aber organismisch, funktional, operational und organisatorisch geschlossen. Was heißt das? Nun, wir müssen zwar durch Stoffwechselprozesse unsere Energie gewinnen, wir müssen also vegetarisch essen, guten Rotwein trinken und gelegentlich auch mal atmen. Dazu muß es eine materiell-energetische Offenheit geben. Aber ansonsten sind wir hoffnungslos abgeschlossen. Ich habe bereits in einem anderen kleinen Essay („Konstruktivismus: Die Epistemologie der Postmoderne“¹⁰) angedeutet, daß in unser Gehirn von außen keine Informationen hereinkommen können! Denn wir definieren die Folge verschiedener physiologischer oder psychischer Zustände in unserem Gehirn selbst. Unser Gehirn spielt Alleinunterhalter! Die Zustände unseres Systems können zwar von außen angeregt werden, man nennt das hier Perturbation (Störung), aber

¹⁰siehe <http://www.boag.de/sceptic-20003.html>

diese Perturbationen definieren nicht aus sich heraus die folgenden Zustände des Systems, wie uns das die Informationsverarbeitungsfraktion in den Kognitionswissenschaften immer nahe legen möchte. Wir müssen die Bedeutung der auf uns einstürzenden Perturbationen selbst erfinden und herstellen. Immer! Wir sind als autopoietische Systeme also autonom: Es gibt keine direkten äußeren Ursachen für unser Verhalten. Hören oder sehen wir etwas, so ist das eine Perturbation, ein Einfluß, ein Anlaß vielleicht, aber keine Ursache etwas zu tun. Als autopoietische Systeme handeln und interpretieren wir so ausschließlich aus unseren Strukturen und Zeigern heraus, deswegen sind wir auch für alles, was wir tun, für alles was wir zu erkennen glauben, für alles, was wir aussprechen, verantwortlich.

Noch einmal: Autopoietische Systeme sind zum einen selbstreferentiell, nur auf sich selbst bezogen, und zum anderen operational geschlossen. Es gibt somit keine objektiven Sinneserfahrungseingaben, es gibt keine objektiven Welthereindränge, wie es uns die Sinnesphysiologie und die Psychologie der Informationsverarbeitung (vgl. den Essay zur Kognitionspsychologie, Kapitel 2) immer so gerne weismachen wollen.

Prinzipielle Unvoraussagbarkeit

Das besondere an autopoietischen Systemen ist nun, daß sie zwar historisch abhängig sind von ihrer Systemgeschichte, daß sie aber dennoch prinzipiell unvoraussagbar und unprognostizierbar sind (vgl. dazu die Bemerkungen in den Grundgedanken, Kapitel 1). Das ist wirklich so gemeint: Das Verhalten von Menschen als nicht-trivialen Maschinen ist ganz grundsätzlich nicht voraussagbar. Was voraussagbar ist, sind Strukturen, die von der Umgebungskultur abhängig und auf die Umgebungskultur bezogen sind. Was bei Menschen also voraussagbar ist, sind die von einer Kultur eingeblauten trivialen Strukturen. Also Texte, Gesten, „normale“ Lebensäußerungen.

Lieber Leser, liebe Leserin, der zündende und aufregende Gedanke der Systemtheorie ist, daß das, was Menschen „antreibt“, daß das, was sie mit „Lebensenergie“ versorgt, nun kein Sammelsurium küchenpsychologischer Eigenschaften, Bedürfnisse, Motive oder Triebe ist, sondern ein *Organisationsprinzip*: Das für unser Leben wichtigste und eigentliche, das unzerstörbare, das unausweichliche, das nicht-triviale, das, was unser Leben ausmacht, ist ein Organisationsprinzip! Das finde ich wunderschön! Und auch die Strukturen sind keine zu entdeckenden Essenzen und Substanzen, kein ontisches Etwas, kein Gen, kein Gut und Böse, sondern ein Buch mit kulturell vermittelten Texten, die wir (ganz persönlich) für Zeiger halten. Unsere kognitiven Strukturen bestehen also aus Texten, die wir über uns und die Welt aufsagen. Außerhalb dieser Texte ist nichts außer Autopoiese, die an allen Textbrüchen und allen Textungereimtheiten aufzutauchen pflegt. In den Grundgedanken (Kapitel 1) sagte ich, Person sei Autopoiese plus Kultur. Vielleicht verstehen Sie, lieber Leser und liebe Leserin, diese schlanke Formel jetzt etwas besser.

Ich hoffe Sie ahnen, welch' epochaler Paradigmenwechsel hier vor unseren Augen steht: Der Mensch wird in der Systemtheorie wieder zu einer nicht-trivialen und ehrfurchtgebietenden Einzigartigkeit, die gar nichts anderes kann, als sich selbst herzustellen, sich selbst zu organisieren und auf sich selbst bezogen zu sein. Und das Uneigentliche, das Triviale in uns allen, besteht aus kulturell vermittelten Texten.

4.4 Erwägungen

Aus der postmodernen Systemtheorie ergeben sich viele Konsequenzen, von denen ich einige wenige andeuten und erwägen möchte:

4.4.1 Systemisches Denken

Im systemischen Denken wendet man sich ab von Atomismus, Reduktionismus und Naivem Realismus, ja man und frau amüsieren sich über das lineale Denken der Moderne und über allgemeine lineare

Modelle, in denen abhängige und unabhängige Variable auftauchen und einfache kausale wenn-dann Beziehungen hergestellt werden. Und über die Zweiwertige Logik mit ihren Werten „Richtig“ und „Falsch“ wird natürlich besonders gelästert (vgl. dazu das Arbeitspapier Nr. 1).

Systemisches Denken basiert auf einer zirkulären Epistemologie und geht von den Annahmen aus, daß zwischen Elementen eines Systems rückgekoppelte Zusammenhänge bestehen, daß ein Element nur in einem vernetzten und rekursiven System von Beziehungen anderer Elemente existiert, und daß Merkmale von Systemen immer von Beobachtern beschrieben werden. Dies ist die Kybernetik 2. Ordnung, die Kybernetik beobachtender Systeme (vgl. die Einführung¹¹ zu „Wie wirklich ist die Wirklichkeit?“).

4.4.2 Sternstunden

Da wir als gottähnliche Geschöpfe, als Universalgenies also, ohnehin nichts anderes können, als uns selbst zu organisieren, ergibt sich der wunderbare Gedanke, daß es so in unserem Leben eine Fülle von Sternstunden geben kann, in denen wir Denk und Verhaltensschranken – aus uns heraus – einfach und leichtfüßig überspringen. Die Systemtheorie räumt dies ausdrücklich ein. Das wäre eine schöne Aufgabe einer zukünftigen Persönlichkeitspsychologie, zu prüfen, wie Autonomieschübe in kommunal überdefinierten Systemen überhaupt entstehen können und wie sie sich äußern.

4.4.3 Von der Systemtheorie zum sozialen Konstruktivismus

Wir sind als autopoietische Systeme ununterbrochen in der Lage, uns „alleine und frei“ für Handlungsmöglichkeiten verschiedener Provenienzen zu entscheiden. Nur, wenn wir genau hinsehen, oft tun wir dies nicht, wir tun dies sehr selten, zu selten. Wir geben unsere Selbstorganisation nur allzuoft und allzugerne an kommunale Systeme wie eine Beziehung, eine Familie, eine Firma ab, mit denen wir uns gekoppelt haben, obwohl wir natürlich ganz prinzipiell und hoffnungsvoll weiterhin selbstorganisiert sind. Wir lassen uns nur allzugerne trivialisieren.

Wenn wir uns dies betrachten, sehen wir, daß wir über den Systemgedanken hinaus noch theoretische Vorstellungen darüber benötigen, wie es dazu kommen kann, daß wir so oft die eher „nicht-autonomen“ Bestandteile unsere Lebensäußerungen, die Gewohnheiten und die Reflexe akzentuieren, denn das kann die Systemtheorie allein nicht leisten. In einem weiteren Essay über Personen als Texte (Kapitel 5) werde ich deswegen zeigen, wie wir in kommunal vordefinierte Handlungssequenzen „hineingeraten“ und wie wir in vorgefertigten kommunalen Situations- und Anforderungsnischen die jeweils spezifisch erforderlichen Sprach- und Gestenfiguren „abliefern“.

Kleines Fazit: Wir sind – als Person – einerseits ein autonomes, nicht-triviales selbstreferentielles autopoietisches System und andererseits eine sozial-konstruierte und zugerichtete Reflexamöbe, welche Plausibilitäten und lokalen Sprachmüll ihres kommunalen Subsystems aufsagt und als Realitätsrepräsentation von sich und der Welt mißversteht. Menschen haben sich, und sie haben sich nicht. Sie sind frei und sie sind es nicht. Sie handeln und handeln doch nicht. Sie denken und denken doch nicht! Sie „leben“ und „leben“ doch nicht. Genau für diese paradoxen Gedanken brauchen wir ein brauchbares psychologisches Paradigma, und das liefern die sozialen Konstruktivistinnen. Und das Wichtigste, ganz nebenbei: Halten wir uns als Menschen für Personen-Systeme innerhalb von Öko-Systemen, werden wir aufhören die Welt zu zerstören. Denn die brauchen wir noch.

¹¹siehe <http://www.boag.de/sceptic-20001.html>

5 Personen als Texte

5.1 Einführung

Lieber Leser, liebe Leserin, wie lautet der entscheidende Grundgedanke des sozialen Konstruktivismus? Zwei wunderschöne Zitate sollen Ihrer Erinnerung daran auf die Sprünge helfen und zugleich den Beginn dieses kleinen Essays schmücken. Wenn Sie allerdings schon ein wenig in der Rubrik „Wahrheiten und Wirklichkeiten“ des „Skepsis-Reservats“ herumgestöbert haben, wissen Sie es längst: „Menschen können über Gegenstände sprechen, da sie die Gegenstände, über die sie sprechen, eben dadurch erzeugen, daß sie über sie sprechen!“ (Humberto Maturana) Und: „Die Dinge sind erst dann wirklich, wenn man sich auf ihre Wirklichkeit geeinigt hat.“ (Carlos Castaneda)

Soziale Konstruktivistinnen sagen also, daß wir die Wirklichkeit unserer Alltagswelt und damit uns selbst als Person im sozialen Diskurs fabrizieren. In diesem Prozeß stellt die Sprache die soziale Welt auf die Füße und damit auch uns. Und deswegen achten soziale Konstruktivistinnen auf die Macht der Texte und die Magie von Metaphern! Warum Macht der Texte? Nun, wenn wir als Person ein Element in einem vernetzten System sozialer Beziehungen, ein sozial konstruiertes Diskursprodukt sind, dann dürften die Texte, die in unserem Sozialsystem aufgesagt werden eine erhebliche Macht auf uns ausüben und über uns haben, ja vielleicht können wir sogar soweit gehen, Personen als Texte zu sehen! Das ist es: In einer sozial-konstruktivistisch orientierten Persönlichkeitspsychologie der Zukunft wird aus der modernen Ich-Monade als stabiler Einheit das „Ich als Erzählung“, die Person als Text! Identität ist das, was man/frau sich selbst über sich selbst erzählt. Was sonst?

Und warum Magie von Metaphern? Nun, Metaphern als Textbilder sind nicht nur unser Ersatz für die wirkliche Welt, die wir nie erleben, sie sind auch der magische Zauberstab, mit Hilfe dessen wir die Welt erzeugen und Wirklichkeiten herbeizaubern. All' unsere Ideen, Konstrukte, Gedanken, Konzepte, Gefühle und Handlungen sind hoffnungslos metaphorisch, alle weisen nur auf bestimmte, kommunal definierte Weltansichten hin, nie auf die Welt selbst. Und kommunale Systeme unterscheiden sich. Und sofort wird klar, warum sich soziale Konstruktivistinnen so für Kulturphysiognomik und Mythographie interessieren (vgl. dazu das Arbeitspapier Nr. 11)!

Ich habe in dem kleinen Essay über Personen als Systeme (Kapitel 4) erläutert, wie in der postmodernen Systemtheorie Strukturen in Personen hineinerfunden werden. Und welche Strukturen werden nun von sozialen Konstruktivistinnen in die Personen hinein konstruiert? Nun, wir erfinden keine statischen Substanzen, sondern wir sehen die Strukturen einer Person als kulturell produzierte Gewohnheiten, Gesten, Texte, Mythen, Meinungen und Metaphern. Und unsere Strukturen, unsere Zeiger, werden uns von den uns umgebenden kommunalen Systemen zur Verfügung gestellt und aufgedrängt. Dennoch, das ist die Lehre der Systemtheorie, müssen wir alle Zeiger in unserer persönlichen Entwicklung neu erfinden oder nacherfinden! Am einprägsamsten hat Oswald Wiener den zentralen sozial-konstruktivistischen Grundgedanken ausgedrückt: „populationen leben den stil der zitate derer sie mächtig sind.“

5.2 Die Personenperson

O.k., wir selbst und unsere Strukturen sind also Diskursprodukte. Wenn das so ist, wird es wichtig sein, in welchen Diskursen, oder – mit Wittgenstein – in welchen Lebensformen wir leben. Ich habe in dem Essay „Konstruktivismus: Die Epistemologie der Postmoderne“¹² und in den Grundgedanken (Kapitel 1) zu dieser kleinen Reihe ganz programmatisch den Hauptgedanken der diskursiven Produktion von Personen skizziert: „Ich denke, daß wir durch unser Hineingeborenwerden in eine bestimmte Kulturepoche und in bestimmte soziale Systeme zu einem großen Teil bereits existieren, bevor wir selbst als Person zum Zuge kommen.“ So könnte es sein.

¹²siehe <http://www.boag.de/sceptic-20003.html>

In der Postmoderne werden Menschen aber nun auf eine Art und Weise sozialisiert, die sich von Romantik und Moderne (vgl. das Arbeitspapier Nr. 11) erheblich unterscheidet. Dabei spielen die postmodernen Medien eine sehr große Rolle. Die vielfältigen technologischen Medien, Hilfsmittel und Apparate der Postmoderne bieten so viele soziale und kommunale Anknüpfungspunkte, daß eine Lebenszeit nicht ausreicht, um alle Punkte abzuarbeiten. Ken Gergen (vgl. das Arbeitspapier Nr. 7) spricht in diesem Zusammenhang von einem sozial bevölkerten und gesättigten Selbst. Er meint damit, daß die verschiedenen Kommunikationsmittel immer mehr „Stimmen“ schaffen, die die Menschen gleichsam bevölkern und die sie beeinflussen. Durch die neuen Technologien und die Prozesse der sozialen Sättigung wird also immer mehr an Bildern und möglichen Identitäten immer leichter und immer gleichzeitiger verfügbar.

Das postmoderne Individuum wird so von vielen kommunalen Systemen und Genres gleichzeitig sozialisiert, es bildet keine Einheit mehr aus, sondern eine Vielheit, es wird zu einem Flickenteppich von Einflüssen, zu einem multiplen Diskursprodukt, zu einer Personenperson, es wird multiphren! Denn wir bedienen uns in verschiedenen kommunalen Systemen verschiedener Strukturen, Mythen und Texte, um uns als Person zu etablieren. Und wenn wir in kommunal vordefinierte Handlungssequenzen und in vorgefertigte kommunale Situations- und Anforderungsnischen hinein geraten, bemühen wir uns, wenn wir „gut“ sozialisiert sind, die jeweils für das lokale System spezifisch erforderlichen Sprach- und Gestenfiguren „abzuliefern“. Aus dem einen Subjekt, aus dem einen Ich, aus dem einen Selbst wird in der Postmoderne eine Vielheit. Kurz: Ein Ich lebt in vielen Welten und deswegen gibt es viele Welten im Ich. Wir sind alle Personenpersonen! So könnte es sein. Und aus dem Konzept der Personenperson ergibt sich unmittelbar der Gedanke, daß die allseits beliebte moderne Illusion von der Einheit und Stabilität unserer personalen Zustände und Strukturen selbst wieder nur eine soziale Konstruktion ist. Es gibt kein Subjekt mehr im modernen Sinn, das moderne Subjekt stirbt in der Postmoderne. Das eine wahre Ich der Moderne wird zur Fiktion, zum Mythos. Das Ich wird zur Illusion.

5.3 Mein Konzept von der einzigartigen Person

Wenn das Ich zur Illusion, zur Ausnahme wird, was bleibt im sozialen Konstruktivismus vom uralten bürgerlichen Konzept von der einzigartigen Person übrig? Nicht viel! Verzeihen Sie mir, aber ich befürchte, daß die meisten Menschen so kommunal überdefiniert sind, sich in ihren Kulturepochen, ihren sozialen Systemen, ihren Lebensformen, ihren nicht hinterfragbaren Selbstverständlichkeiten so zu Hause, so pudelwohl, so nestwarm fühlen, daß sie ihr ganzes Leben lang nicht als Person zum Zuge kommen und immer nur Kulturdarsteller, Kulturmonster, Lieferant plausibler und trivialer kommunaler Gesten bleiben. Heiner Müller sagte mal: „Und wenn mal wirklich ein Subjekt auftaucht, versammeln sich sofort vierzig Therapeuten und machen es zum Objekt.“ Könnte sein.

Ich möchte Sie, lieber Leser und liebe Leserin, nun nicht mutlos machen oder in Depressionen stürzen, deswegen folgt hier mein Konzept von der einzigartigen Person, trotz Postmoderne, trotz Bevölkerung des Selbst, trotz Multiphrenie, trotz Flickenteppich-Identität: Eine einzigartige Person, ein Individuum im eigentlichen Sinne, ergibt sich entweder aus dem, was in Erziehung oder Sozialisation *nicht* funktioniert hat, oder aus dem in einem unglaublichen Kraftakt und in einer selbstreferentiellen Sternstunde entstandenen übermütigen und heroischen Einnehmen einer distanzierenden Metaebene. Identität, Eigenwilligkeit, Eigenbewegung entstehen also, wenn dem sozialen Zurichtungsprozeß der eigenen Person nachgespürt wird. Eine Person in diesem Sinne kann so nur ein skeptischer Kultur- und Selbstbetrachter sein. In meinen Augen wird der ganze soziale Konstruktionsprozeß in dem Moment positiv, wo sich das Selbst nicht mehr wie eine Reflexamöbe im Strudel sozialer und medialer Konstruktionsangebote bewegt und ein Patchwork beliebiger Outfit- und Text-Präsentationen heranzubildet, sondern die Konstruktionsprozesse als zum Teil durchaus gewalttätige gesellschaftliche Konstruktionsversuche und Identitätsangebote identifiziert und kritisch reflektiert. Heiner Müller sagte mal:

„Individualität gibt es nur, wo der Mensch sich der Einsamkeit stellt!“ Individualität, Einzigartigkeit gibt es also nur da, kann es nur da geben, wo die Medien als Selbstreferenzunterbrecher abgeschaltet werden, wo Diskurse abbrechen und Texte abstürzen. Dann geht es los. Erst dann.

5.4 Personen als Texte

Wenn wir Personen als soziale Konstruktionen, ja als Texte sehen, ergeben sich hochinteressante Fragen, die ich jetzt mit Ihnen durchdenken möchte: Wozu führt die sozial-konstruktivistische Denkweise? Welche Folgen hat das, Menschen als Diskursprodukte zu sehen?

5.4.1 Die Personenperson als Möglichkeitsraum

Zunächst einmal ergibt sich aus unserem Modell der Personenperson die äußerst angenehme Vorstellung, daß es für uns keinen Zwang zu irgendeiner Kohärenz und zu einer Kontinuität über alle möglichen sozialen und gesellschaftlichen Kontexte und Situationen gibt. Wir können also in verschiedenen sozialen und emotionalen Anforderungsnischen ganz authentisch verschiedene Personen (aus)leben, ohne an den vermeintlichen Auflösungserscheinungen unseres „wahren Persönlichkeitskernes“ oder unseres „Charakters“ zerbrechen zu müssen. Ebenso können wir in ein und demselben Kontext unterschiedliche Anteile unserer Personenperson realisieren, ja wir können inmitten eines definierten Kontextes unsere Identität wechseln, wenn es uns sinnvoll erscheint. So sind wir z.B. nicht mehr darauf angewiesen, unentrinnbar auf jeder Familienfeier den „braven Sohn“ oder die „brave Tochter“ aufzuführen.

Und dies führt zu dem für uns wunderbaren Gedanken, daß wir uns vor dem Hineingehen in eine soziale Situation überlegen können, welchen Anteil unserer Personenperson wir diesmal akzentuieren wollen, welche Person wir sein wollen. Sehr wichtig ist auch der Gedanke, daß wir mit Blick auf kommunale Systeme Wahlmöglichkeiten haben. Wir sind nicht ohne weiteres Systemzwängen unterworfen, sondern können kommunale Systeme aktiv aufsuchen und sie genauso wieder verlassen. Aufgabe einer sozial-konstruktivistischen Persönlichkeits-Forschung kann so nur sein, den Menschen zu zeigen, wie sie in verschiedenen kommunalen Systemen und Kontexten als Person unterschiedlich hergestellt werden. Und wir können den Menschen Wege und Möglichkeiten aufzeigen, „mehr“ zu sein, als bisher. Oder anders: Unsere Sichtweise könnte Möglichkeitsräume öffnen!

Noch etwas: Die in unser Konzept der Personenperson eingebaute Reflektionsschleife, dieses permanente „Bei-sich-sein“ und gleichzeitig das „Sich-dabei-beobachten“ könnte dazu führen, daß man/frau nie von *einer* Person aus dem Repertoire an Personen völlig überwältigt wird. Es müßte eigentlich in allen denkbaren Fällen eine wohltuende Reflektionsdistanz möglich sein. Im Rahmen dieser abwägenden Haltung würde somit auch bei völlig systemkonformem Verhalten (in einer Prüfung z.B.) eine Distanz zur gerade vorgeführten Person bestehen und kein völliges Aufgehen oder Untergehen in subkulturell gewünschtem oder gefordertem Verhalten möglich sein. Das wäre wunderbar!

5.4.2 Verschiedene kommunale Systeme produzieren verschiedene Personen

Sehen wir Personen als Diskursprodukte, dann können wir alle nur sein, was sozial und kommunal möglich ist. Unsere kommunale Hauptgruppe (das soziale System, in dem wir uns überwiegend bewegen) definiert den Sinn unserer Person und damit den Sinn der diversen Texte, die wir über unsere Person aufsagen und anderen Personen mitteilen können. Die jeweilige soziale Gruppe definiert also das, was je nach Kontext sagbar ist: Kommunale Diskurse unterscheiden sich.

Ein Beispiel: Wir führen Psychologinnen, die verschiedene „wissenschaftliche Schulen“ vertreten, ein Video mit einer kurzen Scene vor. Hier ist zu sehen, wie ein jüngerer Mann einen etwas älteren

Mann anschreit. Die beiden streiten sich offensichtlich. Und es wird gesagt, daß beide Brüder sind! Hier sind die Reaktionen:

Psychologin 1: Da läßt der jüngere seine Aggressionen raus, danach wird es ihm besser gehen!

Psychologin 2: Der jüngere Bruder arbeitet gerade unbewußt seine ödipale Bindung auf. Er überträgt die Kastrationsangst, die er dem Vater gegenüber empfindet, auf seinen älteren Bruder.

Psychologin 3: Die beiden da zeigen doch nur ihre Streitmaske, weil sie unfähig sind, echte Gefühle aufzumachen.

Psychologin 4: Die beiden Brüder haben einfach nicht gelernt, symmetrisch zu kommunizieren, weil ihre Beziehungsebene ungeklärt ist.

Psychologin 5: Immer wenn der ältere Bruder den Schulmeister spielt, ist das ein diskriminativer Stimulus für den Jüngeren, Aggressions-Skripte abzulassen.

Psychologin 6: Der ältere Bruder hat den jüngeren bestimmt gehänselt und damit frustriert, deswegen reagiert der andere jetzt mit Aggression.

Tja, kommunale Diskurse unterscheiden sich. Und, lieber Leser und liebe Leserin, Sie sehen an diesem kleinen Beispiel, daß alles wissenschaftliche Arbeiten nichts mit empirischen Daten zu tun hat, sondern ausschließlich von der Plausibilität von Texten beeinflußt wird. Stellen Sie sich vor, die oben skizzierten sechs Psychologinnen würden empirische Untersuchungen machen, was würden die wohl „herausfinden“? Sind erst einmal die grundlegenden Sprachfiguren gewählt worden, ergibt sich zwangsläufig, aus der Sprache, aus den Texten, nicht aus der Wirklichkeit, alles weitere. Die psychologische Fachsprache bildet also nicht die Welt ab, sondern sie zeigt, wie Wissenschaftlerinnen in verschiedenen kommunalen Systemen und Fachschulen über die Welt zu sprechen gelernt haben! Die Wissenschaft Psychologie ist aus dieser Sicht also überhaupt keine empirische Wissenschaft, sondern ein Verein von merkwürdigen Menschen, die gelernt haben, in wissenschaftlichen Labors, in ihren Büros, in ihrem Dienstzimmer und in ihren Lehrveranstaltungen seltsame Texte vor sich hin zu sprechen, die sie mit der Wirklichkeit selbst verwechseln. Aber das nur nebenbei. Ich kann es eben nicht lassen.

5.4.3 Das Psychische als Diskursprodukt

Sehen wir Personen als Diskursprodukt, bedeutet dies, daß auch unsere sogenannten „inneren“ Zustände, unsere Sinneseindrücke, unsere Gefühle sozial hergestellt werden. Carlos Castaneda sagt: „Der innere Dialog ist das, was uns begründet. Die Welt ist so oder anders beschaffen, nur weil wir uns vorsagen, daß sie so oder anders beschaffen ist.“ Werfen wir einen kleinen Blick auf Gefühle, da Menschen in der Postmoderne ständig Texte aufsagen, die verdeutlichen sollen, daß irgendjemand starke Gefühle gehabt hat oder eben nicht. Die Gefühlssprache – nicht nur in der Postmoderne – basiert auf sozialen Konventionen und wird durch ihren Gebrauch reifiziert, vergegenständlicht und objektiviert, sie hat sich gleichsam verselbständigt und zeigt nur noch auf das sozial zu Erwartende (vgl. den Essay über Persönlichkeitspsychologie, Kapitel 3). Gefühlswort sind zu sozialen Spielmarken geworden, zu Eintrittskarten für soziale Gelegenheiten, zu Rechenschaftssymbolen und Wertmarken nach kommunalen Standarderlebnissen wie Trauerfällen („Ich empfand Trauer, Betroffenheit, aber auch so etwas wie Ratlosigkeit!“), „gutem Sex“ („Es war absoluter Wahnsinn!“) oder einem Lottogewinn („Ich wollte es zuerst nicht glauben, aber dann war es echt super!“).

5.4.4 Dekonstruktionismus

Der Gedanke, daß unsere Wirklichkeit, und wir mit ihr, sozial und diskursiv hergestellt wird, dieser Gedanke kann uns auf wunderbare Weise dazu anregen, uns mit der Dekonstruktion von Texten, Metaphern und Mythen, also mit Sprachkritik zu beschäftigen. Dekonstruktionistische Textkritik könnte

uns zur Erkenntnis der entsetzlichen Hohlphrasen unserer Unkultur führen. So können wir über den Geisteszustand der Leute nachdenken, die uns mit Sprachfiguren wie Globalisierung, Flexibilisierung, Standortvorteil etc. belästigen oder Sätzen wie diesem: „Für die Jungen in einem jeden Land und in einer jeden Generation fängt die Welt immer wieder von vorne an. Das ist ein Glück. Das ist ein Glück für den einzelnen, und das ist ein Glück für die Gesellschaft, weil eben anders die Freiheit als Offenheit für die Zukunft nicht denkbar wäre.“ Von wem könnte dieser Wortbrei sein? Richtig! Was sagt Karl Kraus dazu: „Am unverständlichsten reden die Leute daher, denen die Sprache zu nichts weiter dient als sich verständlich zu machen.“ (Die Fackel Nr. 264, vom 18.11.1908, S. 27)

Das Ergebnis einer solchen textkritischen Beschäftigung kann eigentlich nur die für viele bittere Erkenntnis sein, daß unsere Sprache – und damit die Texte über unsere Person – zum großen Teil aus Scheinbegriffen bestehen (vgl. das Arbeitspapier Nr. 2), die auf etwas zeigen sollen, was vermutlich überhaupt nicht da ist. Aber, und das ist meine Hoffnung, aus dem Abscheu über die verwaschene und ekelerregende Sprache, derer wir uns so oft bedienen, könnten wir bewegt werden, ganz neu über Stilfragen nachzudenken und uns ganz neu mit ästhetischen Fragen der Sprache zu beschäftigen.

5.4.5 Texte über uns können uns krank machen, oder gesund

Unsere Sprache ist als Abbildungs- und Zeigersystem, selbst bei größtem Bemühen, unvollkommen. Was geschieht, wenn wir nur über ein einziges Wort etwas länger nachdenken? Karl Kraus sagt es: „Je näher man ein Wort ansieht, desto ferner sieht es zurück.“ (Die Fackel Nr. 326, vom 8.7.1911, S. 44) So ist es. Dennoch, mit Hilfe der Sprache *begreifen* und *erzeugen* wir uns und die Welt in gleicher Weise. Die Sprache hält alles zusammen. Ohne die Sprache hätten wir wahrscheinlich kein einziges der Probleme, die wir heute haben. Die Erfindung der Sprache war der Sündenfall schlechthin, der uns zu der Verwirrung gebracht hat, daß sprachliche Beschreibungen die Realität selbst sind. Halten wir sprachliche Texte über uns oder über die Welt für Realitäten, dann können diese zum Ursprung und zum Ausgangspunkt jeglicher Pathologie werden: Texte können uns krank machen! Denn die engen Grenzen der uns umgebenden Texte, die Schlichtheiten des kommunal Zugelassenen und zu Erwartenden sind schier unerträglich. H.G. Wells beschreibt das in seinem wunderschönen Roman „The Wonderful Visit“ so: „Die Gefängnismauern dieses engen [...] Lebens schienen langsam über ihn hereinzubrechen, unabwendbar und unausweichlich [...] Er fühlte das, was [...] alle früher oder später fühlen müssen – das erbarmungslose Gesetz der Notwendigkeit, nicht nur um uns, sondern (und hier beginnt das eigentliche Problem) auch in uns, das all unser hohes Streben vereitelt und uns immer wieder unweigerlich zwingt, unseren besten Teil zu verleugnen. [...] Er empfand, daß er verkrüppelt worden war, gefangen, geblendet, betäubt in den Fesseln dieses Lebens.“ (Wien: Zsolnay, 1982, S. 219) Fesseln des Lebens? Fesseln der Texte, Mauern der Sprache.

Texte können aber auch eine Erlösung sein. Unsere Texte sperren uns zwar in ein Sprachgefängnis, aber sie verhelfen uns auch zur Freiheit, da wir als Beobachterinnen unserer selbst und der Welt sprachliche Beschreibungen und Unterscheidungen vornehmen können von dem, was wir zu sehen und zu erleben glauben; und wir können sogar noch mit anderen Menschen darüber sprechen. Und was ist daran Freiheit? Die ungeheure Freiheit, die uns die Sprache schenkt, liegt darin, daß wir – prinzipiell – unsere Konstruktionen gemeinsam sprachlich so herstellen können, wie es uns gefällt, wie wir das wollen. Wir können gemeinsam mit anderen konsensuelle Bereiche aufbauen, in denen wir uns bemühen, Sprachspiele in ähnlicher Weise verstehen zu wollen. Mehr ist nicht möglich, das ist unglaublich wenig, aber das ist auch unglaublich viel!

Die skeptische Resignation, die Einsicht in die Unerkennbarkeit der Wirklichkeitswelt, die Einsicht in die sprachliche Konstruktion all dessen, was uns wichtig ist, sollte nicht als bloße Negation, als Zerstörung, als Ruhestörung, als Anarchie aufgefaßt werden: Diese Einsicht in die sprachliche Konstruktion unseres „Ichs“ und unserer Wirklichkeitswelt könnte zu unserem besten Wissen werden, mit dem wir viel machen können. Zum Beispiel können wir damit wesentlich glücklicher werden, als

es im naiven Realismus möglich war und ist, natürlich vorausgesetzt es gibt in der Wirklichkeitswelt so etwas wie Glück. Aber da wir das Wort „Glück“ ja nun schon mal haben [...]

5.4.6 Schluß

Wenn wir uns nun die sprachliche Konstruktion unserer Wirklichkeitswelt vorstellen können, und sehen, daß wir selbst nur eine kleine Ansammlung von Texten im sozialen Raum sind, dann ahnen wir vielleicht, wie die Sprache zur Schranke für den werden kann, der verstehen will: So viele soziale Räume, so viele Sprachen, so viele „Wirklichkeiten“! Und aufgrund der vielen vergeblichen Versuche, die wir schon unternommen haben, ahnen wir, daß auch bloß zwei Menschen (ein Liebespaar etwa) eben keine *gemeinsame* Sprache haben können. Was sollten wir aber dann tun, wenn wir einmal wirklich jemand etwas zu sagen haben? Drei Zitate weisen uns den Weg:

- Fritz Mauthner: „Sobald wir uns aber wirklich etwas zu sagen haben, sind wir gezwungen zu schweigen.“
- Emile Michel Cioran: „Ich strich aus meinem Wörterbuch Wort um Wort. Nach dem Massaker blieb ein einziger Überlebender: Einsamkeit. Ich erwachte beschenkt.“
- Botho Strauß „Es ist alles ausgesprochen. Nehmen wir den Deckel und schließen das Gefäß unserer Rede. Du wirst sehen, wir werden unsere Schönheit wiedererlangen.“

6 Sozialpsychologie

6.1 Einführung

Lieber Leser, liebe Leserin, wie sieht eine Psychologie, die das Wort „sozial“ in ihrem Namen trägt, eine zukünftige Sozialpsychologie? Nun, ich hoffe, daß ich in den verschiedenen Essays über Psychologie, die ich freundlicherweise in diesem Skepsis-Reservat veröffentlichen durfte, so hinreichend Spuren und Hinweise gelegt habe, daß Sie diese Frage eigentlich selbst beantworten können. Ich werde Ihnen aber dabei ein wenig helfen. Lassen wir die zahlreichen Zeichen und Andeutungen aus den verschiedenen kleinen Traktaten noch einmal Revue passieren:

Im einführenden Essay zu „Wie wirklich ist die Wirklichkeit?“¹³ haben Sie, geneigter Leser und geneigte Leserin, gesehen, daß Konstruktivistinnen sich vom „Naiven Realismus“¹⁴ abwenden und vermuten, „daß die Welt nicht passiv, also ohne unser Zutun in unseren Kopf hineinkommt“. In dem kleinen Essay über „Konstruktivismus: Die Epistemologie der Postmoderne“¹⁵ habe ich zu erläutern versucht, daß die aktive Welterzeugung und Weltkonstruktion immer innerhalb eines sozialen Raumes stattfindet: „Und sehen heißt, im entsprechenden Moment das Bild nachzubilden, das die Denkgemeinschaft geschaffen hat, der man angehört.“ (Ludwik Fleck) Wirklichkeit ist also immer eine *soziale* Wirklichkeit. Wirklichkeit ist soziale Gemeinschaft. Und in den Grundgedanken (Kapitel 1) zu dieser kleinen Reihe von Essays über eine sozial-konstruktivistische Psychologie haben Sie lesen können, wie unsere Wirklichkeit durch gemeinschaftliches Wahrnehmen und Handeln entsteht und welch' enger Zusammenhang sich so zwischen unserer Person und der uns umgebenden Kultur ergibt: „Die Strukturen einer Person, ihre Lebensäußerungen, ihre Gesten, ihre Kleidung sind [...] kulturell erzeugte Texte, und außerhalb der Texte ist nichts, außer der autopoietischen Organisation“.

Aus all' dem ergibt sich nun, daß Psychologie *immer* Sozialpsychologie ist und sein muß, und daß es sich bei allen psychologischen Fragen *immer* um sozialpsychologische Fragen handelt. (Erinnern Sie

¹³siehe <http://www.boag.de/sceptic-20001.html>

¹⁴siehe <http://www.boag.de/sceptic-20002.html>

¹⁵siehe <http://www.boag.de/sceptic-20003.html>

sich an das kleine Beispiel mit dem „verhaltensauffälligen“ Sohn in den Grundgedanken auf Seite 7?) Wenn wir das verstanden haben, daß Personen nicht in luftleeren, menschenleeren, asozialen Räumen leben, sondern strikt eingebunden sind in soziale Programme, Zurichtungen und Mythen aller Art, dann eröffnen sich faszinierende Perspektiven. Ich habe in dem kleinen Essay über Kognitionspsychologie (Kapitel 2) schon verschiedene Untersuchungs- und Forschungsmöglichkeiten angedeutet und Sie, lieber Leser und liebe Leserin, mitunter gefragt, welche Hypothesen denn Sie bei einigen Studien so hätten. Erinnern Sie sich? Es erscheint mir ziemlich klar, daß in einer zukünftigen Psychologie nicht mehr der des Sozialen entkleidete Mensch, *der* Mensch als solcher also, der Normalo, der Durchschnitt, der Mittelwert, der „Normalverbraucher“ eine Rolle spielen wird, sondern eben eine Person in ihren spezifischen lokalen sozialen Räumen. Das „Ich als Erzählung“ (vgl. dazu den Essay über Persönlichkeitspsychologie, Kapitel 3) kann doch nur in sozialen Gemeinschaften entstehen, die gerade diese Erzählung (und andere lokale Texte zur Ich- und Weltkonstruktion) zur Verfügung stellen. Wenn wir vermuten, daß ein „Ich“ aus sozialen Beziehungen heraus entsteht und wächst, ist die Trennung zwischen einer Persönlichkeitspsychologie und einer Sozialpsychologie nicht mehr sinnvoll. Also auf zu einer neuen Einheitswissenschaft (vgl. die Grundgedanken in Kapitel 1 zu dieser Reihe von Skizzen)!

6.2 Ein kleiner Blick auf die traditionelle empiristische Sozialpsychologie

Es hilft nichts, lieber Leser, liebe Leserin, wir müssen einen kleinen Blick zurück werfen, um einschätzen und um uns darüber freuen zu können, was wir hinter uns lassen: In der traditionellen empiristischen Sozialpsychologie werden leider nicht konkrete Lebensäußerungen von Menschen in sozialen Räumen untersucht. Statt dessen werden Lebensäußerungen zu Zeichen degradiert, die auf individuelle Eigenschaften, Meinungen, Motive, Kräfte, Einstellungen und Haltungen verweisen sollen. Und diese Zeichen wiederum werden zur latenten Ursache erhoben, die hinter den Lebensäußerungen, hinter dem Sozialverhalten stehen sollen. Hier wird also wieder mit psychologistischen Verdoppelungen gearbeitet. Das kennen wir schon aus der traditionellen Persönlichkeitspsychologie (Kapitel 3). Der gesunde Menschenverstand in Alltag und Wissenschaft scheint ohne die Vorstellung nicht auskommen zu können, daß in uns stabile Merkmale walten, arbeiten, drängen und regieren.

Dieser Verdoppelungsschwampf ist nur auf den ersten Blick wissenschaftlich harm- und folgenlos. Das erste große Problem ist – ich habe es gerade angedeutet –, daß fast nie das tatsächliche Sozialverhalten untersucht wird, sondern fast immer nur die Konstrukte, die angeblich dahinterstecken. Das zweite große Problem ist, daß traditionelle Sozialpsychologinnen sich nun leichtfertigerweise vorstellen, daß Menschen, bevor sie eine Lebensäußerung zeigen, erst einmal eine Meinung oder eine Einstellung zu irgendetwas haben müssen, gemäß der sie sich dann allerdings auch zu verhalten haben. Aus diesem Grund ist auch die traditionelle „Meinungsforschung“ so wichtig! Da man/frau zu allem und jedem eine Meinung, eine Einstellung haben kann und muß (BILD Dir Deine Meinung), und da diese ja das Verhalten beeinflussen soll, müssen Menschen ständig nach ihrer Meinung befragt werden, damit man weiß, was die Menschen dann tun, kaufen, wählen werden. Das dritte große Problem der traditionellen empiristischen Sozialpsychologie ist die andauernde Vermutung, daß Menschen nicht nur handlungsleitende Motive, Eigenschaften und Einstellungen haben, sondern daß sie überhaupt und ganz grundsätzlich kognitiv gut sortiert sind: Menschen denken, planen, entwerfen Ziele, vergeben Ursachen, kalkulieren Wahrscheinlichkeiten, leiden unter kognitiver Dissonanz, erfreuen sich an kognitiver Konsonanz usw. Menschen gehen somit als unterscheidbare Einheiten, als Subjekte in soziale Kontexte hinein, um dort dann planmäßig und sinnvoll zu handeln. Alles rational eben. Vernünftig. Tja, das wüßten wir aber. Und das vierte große Problem der traditionellen Sozialpsychologie ist die Vermutung, daß Menschen in sozialen Situationen gleichsam naturhaft bestimmte Verhaltensweisen zeigen. So soll auf Frustration Aggression folgen, auf sozialen Druck Reaktanz usw. So das reicht. Lassen wir das alles hinter uns und betrachten uns die

6.3 Vorläufer einer sozial-konstruktivistischen Sozialpsychologie

Ich möchte einige Vorläufer vorstellen. In allen diesen Richtungen wird gesagt, daß der soziale Sinn von etwas nicht naturhaft oder repräsentationistisch einfach gegeben ist, sondern daß Sinn im Rahmen kommunikativer Akte gemeinschaftlich hergestellt wird.

6.3.1 Semiotik (oder Semiologie)

Die Semiologie (untrennbar verbunden mit Ferdinand de Saussure (1857–1913)) ist die Lehre von den Zeichen. Zeichen und Symbole spielen in kommunalen Systemen eine unglaubliche Rolle. Logikerinnen und bestimmte Sprachwissenschaftlerinnen untersuchen zum Beispiel die *Syntax* von Zeichenketten – die Beziehung der sprachlichen Zeichen untereinander also – und glauben, daß nur aussagenlogisch „wahre“ Zeichenketten einen Sinn haben oder machen. Naive Realistinnen und Positivistinnen untersuchen gerne die *Semantik* von Zeichenketten, d.h., sie interessieren sich dafür, ob und wie ein sprachliches Zeichen eine bezeichnetes Objekt auch valide bezeichnet. Dies ist auch das Feld der Philologen und Juristen, die ständig Definitionen erfinden, die die Welt nun endgültig abbilden sollen. Eine sozial-konstruktivistisch orientierte Psychologie befaßt sich eher mit der *Pragmatik* von Zeichenketten – und deren Wirkung auf Sprechende und Hörende in einem lokalen Kommunikationskontext – und ist fasziniert davon, wie willkürlich und oft unverständlich Zeichenketten eingebracht werden. Und eine sozial-konstruktivistisch orientierte Psychologie sagt auch, was Ihnen, lieber Leser und liebe Leserin, längst vertraut ist, daß diese Zeichen und Symbole nie auf etwas Wirkliches wirklich hinweisen können, daß es also niemals eine *natürliche* Beziehung zwischen Zeichen und Bezeichnetem geben kann. Der sozial-konstruktivistisch hochinteressante Grundgedanke der Semiologie, den wir aufgreifen und pflegen sollten, besteht in der Vorstellung, daß unsere Welt sprachlich, zeichenmäßig, gestenmäßig in unendlich viele verschiedene Konzepte und lokale Systeme aufgeteilt werden kann, und daß es hier keine absolut richtigen oder falschen Konzepte geben wird.

6.3.2 Ethnomethodologie

Die Ethnomethodologie (untrennbar verbunden mit Harold Garfinkel (geb. 1917)) untersucht das soziale Leben, die Lebensgewohnheiten, die Lebensmethoden von Menschen in kommunalen Subsystemen. Ein solches Subsystem kann auch ein ganzes Volk, ein Volksstamm sein, deswegen das Präfix „Ethno“. Ethnomethodologinnen vermuten, daß die Hauptbeschäftigung von Menschen in sozialen Systemen der ununterbrochene Versuch ist, die Welt mit Hilfe von Zeichen und Symbolen zu verstehen und ihr durch dies „Verstehen“ einen Sinn zu verleihen. Dieser Sinn wird oft auch als sozialer Kode bezeichnet, da er fast immer in der Form von Sprachfiguren verfügbar ist. Ethnomethodologinnen sagen nun: Wenn wir in irgendeinem lokalen sozialen System erfolgreich sein wollen, müssen wir den Kode dieses Systems, die spezifischen Sprachgesten lernen. Wir müssen herauskriegen, was bei allen möglichen und unmöglichen Gelegenheiten so gesagt werden kann. Und dann müssen wir das aber auch sagen.

Beispiel: Der Sinn von Familienfesten wird hergestellt durch folgende Kodes und Sprechäußerungen: „Ist doch immer wieder schön, wenn dann alle auch mal wieder zusammen sind.“ Bei fortgeschrittener Feier läßt sich der Kode abkürzen: „Ne, es ist doch richtig schön jetzt!“ Der Kode läßt sich auch permanent abfordern, um den Familiensinn zu testen: „Na Willi, sag mal selbst, ist das nicht schön, daß wir jetzt alle hier so zusammen sind?“ Mit diesen wenigen Sprachfiguren können wir uns stundenlang über ein Familienfest retten. Wird es mal eng, ziehen wir andere erlaubte Kodes heran: „Sag mal, Willi, wie lange ist das jetzt her, seit wir uns das letzte Mal gesehen haben? Wie so lange?“ Wir können auch zu jungen Menschen sagen: „Mein Gott, bist Du gewachsen, Dich hätte ich ja gar nicht wiedererkannt!“ Das macht Sinn. Sie merken es, lieber Leser und liebe Leserin, alles in allem ist ein Familienfest doch immer wieder schön! Und so sinnvoll.

Anderes Beispiel: Der Sinn von engen Beziehungen wird hergestellt durch den Kode: „Wir lieben uns eben!“ Die Anwendung dieses Kodes ist ganz einfach, versuchen wir es mal: Warum sind ausgerechnet wir beide zusammen? *Weil wir uns eben lieben!* Warum gehen wir zusammen ins Kino? *Weil wir uns eben lieben!* Warum streiten wir uns? *Weil wir uns eben lieben!* Warum lieben wir uns? *Weil wir uns eben lieben!* Und so weiter. Schön? Ja.

Auch Ethnomethodologinnen sagen also, daß der Sinn von Sprechäußerungen und anderen Gestenfiguren nicht einfach gegeben ist sondern mit erstaunlicher Flexibilität sozial hergestellt wird. Ethnomethodologen machen zum Teil sehr genaue Wirklichkeitsprüfungen in sozialen Kontexten, wir sollten von ihnen lernen.

6.3.3 Sprechakttheorie

Die Sprechakttheorie (sie ist untrennbar verbunden mit dem Namen John Austin (1911–1960)) hat sich in sehr eloquenter Weise gegen die logischen Positivisten gewandt, die uns immer erzählen, daß nur aussagenlogisch wahre Sätze Sinn machen und daß unlogische Sätze eben keinen Sinn machen. Austin geht in seiner sehr interessanten Arbeit “How to do things with words” mit ganz anderen Vorstellungen an diesen Phänomenbereich heran. Er unterscheidet zum einen performative Zeichenketten, also Sätze, die geäußert werden, um etwas anrichten, um mit ihrer Hilfe etwas getan zu bekommen. Zeichenketten werden somit zu Sprechakten mit praktischen Konsequenzen oder Auswirkungen. Und zum anderen unterscheidet er constative Zeichenketten, die einfach bestimmte Zustände beschreiben sollen, die etwas konstatieren sollen. Nachdem er die Unterscheidung gemacht hat, sagt er jedoch sogleich, daß diese Unterscheidung nicht sinnvoll sei, da jede Sprachäußerung constative und performative Elemente enthalte. Sehr sympathisch! Ja, er verwirft diese Unterscheidung sogar wieder und sagt, daß Sprechäußerungen zum einen Dinge beschreiben und herstellen und zum anderen soziale Konventionen sind, die Zeichenketten ganz pragmatisch und praktisch innerhalb eines definierten sozialen Kontextes mit sozialen und kommunalen Aktivitäten verknüpfen. Ich denke, wir sollten John Austin für eine sozial-konstruktivistisch orientierte Psychologie der Zukunft wiederentdecken!

6.4 Perspektiven einer sozial-konstruktivistischen Sozialpsychologie

6.4.1 Zuerst meinen, dann handeln?

Mit dem Begriff der Einstellung, der Attitüde der Meinung wird in der traditionellen Sozialpsychologie wieder ein Begriffsmonster, ein Scheinbegriff geschaffen, dem nichts entspricht. Es gibt keine Attitüden. Menschen haben keine kristallisierten Einstellungen und Meinungen, die ihr Verhalten linear beeinflussen. Bei dieser ganzen traditionellen Attitüdenforschung kommt nichts raus, da Menschen sich offensichtlich *nicht* gemäß ihrer globalen Einstellungen verhalten. Wir zerfallen in eine Unmenge sozial aufsagbarer Sprachfiguren, die aber nicht geordnet zusammenhängen. Das ist schiere Illusion! Werden wir irgendetwas gefragt, greifen wir bei unserer Antwort auf die Meinungsfiguren zurück, von denen wir glauben, daß sie aktuell sagbar sind, und daß sie in die durch die Fragen geschaffenen Interaktionslücken und Anforderungsnischen, in die Meinungsslots passen. Meinungen sind fast immer irgendwelche kulturell definierten Stereotype und kommunalen Schwurbeleyen, die wir mehr oder minder geübt nachplappern. Und nur drei Minuten später, in einem anderen lokalen Kontext, können wir mühelos genau das Gegenteil von dem sagen, was wir soeben gesagt haben. Das ist das Leben!

Beispiel: Wir können abends mit Inbrunst sagen: „Willi, sach mal, hab ich etwas gegen Ausländer?“ Und am nächsten Morgen vermieten wir eine Wohnung eben nicht an Ausländer und sagen: „Das stört den Hausfrieden!“ Wir können auch sagen: „Ich bin ein überzeugter Demokrat!“ und anschließend lassen wir in einem Gremium übelste undemokratische Machtausübungen zu, ja unterstützen

diese sogar, da uns der auf uns ausgeübte lokale soziale Druck zu hoch erscheint, als daß wir ihn bagatellisieren könnten.

Das ist das Leben! Das ist die Regel und nicht die Ausnahme! Das müssen wir als Psychologinnen beschreiben und begreiflich machen! Der entscheidende Gedanke also ist, daß Menschen zu sich selbst und zu anderen ganz konkrete einzelne kommunal definierte Sprachfiguren sagen, die meist eben nicht zusammenhängen! Und diese einzelnen momentanen Sprachfiguren beeinflussen ihr momentanes Verhalten. Und die Hoffnung, daß die Summe der von einem Menschen sagbaren Sprachfiguren irgendeinen übergeordneten Sinn, eine Persönlichkeit ergeben müsse, halte ich für sehr übertrieben! Also noch einmal: Menschen sagen in sozialen Situationen kommunal definierte Skripte auf. Punkt. Und die aufgesagten Skripte müssen inhaltlich von Situation zu Situation überhaupt nicht zusammenhängen!

Eines noch: Interessant ist, daß Menschen normalerweise immer die Wirklichkeit in mehreren sozialen Systemen mitgestalten und somit zu mehreren sozialen Systemen gehören. Die Gesellschaft ließe sich dann als ein Netzwerk verschiedener sozialer Systeme darstellen, in denen die Individuen eine Art Knotenpunkt darstellen, in denen sich die Spielregeln von Subsystemen verknoten und verschränken. Ein schönes Bild.

6.4.2 Die Macht der Gewohnheit?

Der vielumjubelte traditionelle Weg „Zuerst sind wir motiviert, dann handeln wir!“ ist in einer sozial-konstruktivistisch orientierten Psychologie eher ein Seitenpfad, den wir nur in den wenigen Sternstunden unseres Lebens beschreiten, die uns beschieden sind, und in denen wir tatsächlich einmal uns etwas vornehmen und dann auch tun. Aber zu allen anderen Zeiten stolpern wir auf dem breiten Weg unserer Gewohnheiten herum. Wir sehen Menschen also eher als Wesen, die sich als skriptgesteuerte Reflexmonster, als gedankenlos herumstisselnde kognitive Geizkragen gerieren. Wir vermuten, daß Menschen es unter allen Umständen und so lange wie möglich vermeiden, nachzudenken, und daß sie in allererster Linie und mit großer anmutiger Natürlichkeit ihre in lokalen sozialen Räumen erworbenen Gewohnheiten pflegen, um diese dann als persönlichen Charakter oder gar als Schicksal auszugeben.

6.4.3 Individuum oder Masse?

Überspitzt würde ich sagen: Wir sind immer Masse, sind immer ein kommunal definierter Gestenablieferungsautomat, egal ob wir nun alleine sind oder uns in irgendeiner Menschenmasse bewegen! Und dennoch sind wir gleichzeitig ein absolut freies und selbstverantwortliches autopoietisches System (vgl. Personen als Systeme, Kapitel 4). Genau dieser Widerspruch definiert unser Leben!

6.4.4 Vom Leben in sozialen Räumen

Ich möchte noch ein paar Bemerkungen zu sozialen oder kommunalen Systemen machen (vgl. Personen als Systeme, Kapitel 4). Ein soziales System besteht aus einer Gruppe von autopoietischen Systemen, die sich zumindest in einer Hinsicht strukturell gekoppelt haben und damit zumindest in einer Hinsicht ähnliche oder parallelisierte Zustände aufweisen. Anders ausgedrückt: Systemteilnehmer müssen gemeinsam, d.h. mit ihren „signifikanten Anderen“, eine spezifische Wirklichkeit, eine spezifische Systemkultur hergestellt haben und weiter herstellen. Und an diese Systemkultur, an diese Art von Wirklichkeit müssen sie schon irgendwie glauben. Bezogen auf diese hergestellte Wirklichkeit müssen sie interagieren und kommunizieren. Umgekehrt betrachtet ist eine soziale Gruppe aber nur dann ein soziales System, wenn die Beteiligten auch die Möglichkeit haben, sich strukturell zu koppeln und an der Realitätskonstruktion dieses Systems teilzuhaben.

Die Bedeutung, der Sinn, der Aufforderungscharakter, die Wirklichkeit, die „Persönlichkeit“, der „Charakter“ einer sozialen Situation innerhalb eines kommunalen Systems wird gemeinsam sozial

hergestellt. Und wir lernen in spezifischen kommunalen Systemen spezifische Erwartungen über die Wirklichkeit und den Ablauf von Ereignissen zu haben. Ja vielleicht kann ich es ganz abgekürzt so sagen: Die Kultur eines kommunalen Systems ist das Bündel gemeinsamer Erwartungen.

Ein Beispiel: Kommt eine maskierte Person zu einem Bankschalter, fuchelt mit einer Pistole herum und schreit: „Überfall, Geld her!“, werden durch die Situationsdefinition *Banküberfall* unmittelbar mehrere Rollenerwartungen vergeben, die mit spezifischen Skriptäußerungen und Gestenfiguren verknüpft sind. Einige Leute kreischen oder fallen in Ohnmacht, der Kassierer wird ganz bleich soviel Geld zusammensuchen, wie möglich, der Räuber wird drohen, schreien, fucheln, zur Eile drängen usw. Nur ganz selten kommt mal jemand auf den Gedanken, die kulturellen Erwartungen, die Prototypik, die mit einem Banküberfall verbunden ist, zu durchbrechen und den Überfall abstürzen zu lassen. Wie das geht? Ganz einfach: Der Kassierer könnte z.B. sagen:

- „Ich bin neu hier, ich darf nur Beträge bis zu 500 DM ausgeben!“
- „Tut mir leid, aber ich habe jetzt Mittagspause. Kommen Sie nachher wieder!“
- „Dafür bin ich nicht zuständig! Bitte gehen Sie zu meinem Kollegen!“

Sie merken, um was es geht, lieber Leser und liebe Leserin: Es kann für eine zukünftige Psychologie sehr interessant und spannend sein, die in Sprachfiguren eingefrorenen Erwartungen spezifischer sozialer Systeme zu analysieren. Und weitergehende Möglichkeiten aufzuzeigen.

Es gibt zur Zeit eine große Diskussion darüber, ob soziale Systeme nun auch autopoietisch, selbst-erhaltend, selbstreferentiell, und informationell geschlossen sind wie einzelne lebende Systeme. Es gibt gute Gründe, die dafür und dagegen sprechen. Streng neurobiologisch betrachtet sind soziale Systeme nicht autopoietisch und auch nicht selbstreferentiell. Weniger streng betrachtet scheint die Verwendung dieser Begriffe jedoch ziemlich nützlich zu sein.

Vor allem können wir mit Hilfe der Begriffe Selbstreferentialität, informationelle Geschlossenheit und Selbsterhaltung ziemlich präzise den mundanen Konservatismus sozialer Systeme beschreiben! Der zeigt sich erstaunlich oft und erstaunlich vehement darin, daß soziale Systeme dazu neigen, sich selbst zu erhalten, sich selbst aufrechtzuerhalten, sich einzubunkern, koste es was es wolle. Das beginnt schon mit den Initiationsritualen, den Mutproben und Aufnahmeprüfungen für neue Bewerber. In das System werden nur Neulinge aufgenommen, von denen vorher ganz sicher feststeht, daß sie das System nicht gefährden werden.

Die Struktur eines sozialen Systems wird dann als nächstes dadurch aufrechterhalten, daß alle Systemteilnehmerinnen gleichsam versprechen müssen, die systemspezifischen Sprachfiguren und Kodes ununterbrochen mit ernstem oder lächelndem Gesicht (je nachdem) aufzusagen und niemals über die wenigen sprachlich definierten Prämissen des Systems nachzudenken oder diese gar zu kritisieren. Das scheint das allerwichtigste zu sein. Das führt natürlich dazu, daß das soziale System erstaunlich häufig nur mit sich selbst, nur mit der Aufrechterhaltung seiner selbst beschäftigt ist. Und um sich aufrechterhalten zu können, muß insbesondere die informationelle Geschlossenheit des Systems gepflegt werden, da darf nichts hineindringen, was Unruhe schaffen könnte. Ein Arsenal sozialer Kontrollen wacht darüber, daß die Systemteilnehmer den historisch gewachsenen und den gemeinsam hergestellten Wirklichkeitsbereich nicht verlassen.

Geschieht dies aber doch einmal, wird beispielsweise öffentlich, d.h. außerhalb des Systems, in einem anderen System, Kritik geäußert, ist man ein „Nestbeschmutzer“, der aus dem Nest gestoßen werden muß, um das Nest sauber zu halten. Die erste Reaktion auf öffentliche Systemkritik ist fast immer wie folgt: „Dies hätte man doch innerhalb der Familie (der Partei, des Vereins) in aller Ruhe besprechen können! Das mußte doch nicht nach draußen dringen! Das mußte doch nicht an die Öffentlichkeit gebracht werden! usw.“ Der Witz ist, und das haben Sie, lieber Leser und liebe Leserin, längst verstanden, daß die Kritik eben nicht innerhalb des Systems geäußert werden konnte! Tja.

Ich komme zu einem friedlichen Ende: Wenn wir jung sind, können wir uns normalerweise das kommunale System, den sozialen Raum nicht aussuchen, in welchen wir hineinwachsen. Später dann ist es uns möglich, uns unbekannte soziale Systeme aufzusuchen und uns mit den dort üblichen Weisen der Welterzeugung vertraut zu machen. Das ist sehr aufregend! Und es kann sein, daß wir hin und wieder soziale Räume (unsere Familie zum Beispiel) verlassen müssen, um gesund zu bleiben und um uns weiterzuentwickeln. Das ist gut so.

7 Psychotherapie

7.1 Einführung: Ein Blick zurück

Ich habe in den Grundgedanken (Kapitel 1) zu dieser kleinen Reihe von Essays an einem Beispiel über eine Familie mit einem „verhaltensauffälligen“ Sohn äußerst kurz angedeutet, wie weit traditionelle und zukünftige Gedanken von Psychotherapie auseinanderliegen. In diesem Traktat nun möchte ich dieses Schisma näher beleuchten und mit Ihnen, geneigter Leser und geneigte Leserin, gemeinsam durchdenken. Überaus notwendig ist dabei noch einmal ein kurzer Blick zurück.

7.1.1 Naiver Realismus

In einem kleinen Essay über die Epistemologie der Moderne¹⁶ habe ich die Mythen und Dogmen skizziert, die den so weit verbreiteten modernen Realismus füttern und nähren (so etwa das „Dogma von der Wahrnehmbarkeit der Wirklichkeitswelt“ oder das „Dogma vom Abbildcharakter der Sprache“. In der klinischen Psychologie und in den traditionellen Psychotherapien (also etwa Psychoanalyse und Verhaltenstherapie) wirkt sich dieser nun schon mehrfach skizzierte Naive Realismus leider sehr negativ aus, denn hier wird über psychische „Probleme“, psychische „Störungen“, psychische „Abweichungen“ oder gar über psychische „Krankheiten“ geredet, als wären diese wirkliche Wirklichkeit. Und um darüber reden, um mit diesen „wirklichen“ psychischen „Krankheiten“ sprachlich umgehen zu können, wurden ganze Kataloge von Fachwörtern erfunden, die alle nur plausibel machen sollen, daß da unabhängig von uns, außerhalb von uns, ganz „objektiv“, psychische „Störungen“ in einzelnen Menschen existieren, auf die wir uns als Psychologinnen dann eben zu stürzen und die wir zu beseitigen haben. In den traditionellen Psychotherapien wird also über „wirkliche Wirklichkeiten“ gesprochen: Jemand „ist“ schizophren, neurotisch oder ängstlich. Und jemand „hat“ eine Depression. Dieses Sprechen über die „Wirklichkeit“ hat, wie wir sehen werden, erhebliche Auswirkungen auf eben diese „Wirklichkeit“ (vgl. dazu den Essay über Ethik¹⁷).

7.1.2 Individualisierung

Es ist sehr bemerkenswert, daß in unserer Kultur psychische Störungen individualisiert, also in die „gestörte“ Person hinein- und zurückverlagert werden. Kippt eine Person aus irgendeinem kommunalen System, etwa einer Familie, „psychisch gestört“ heraus, hat eben diese eine Person ein Problem, nicht das System, nicht die Familie. Der Volksmund lebt die Sage, daß in dieser einen Person ganz individuell irgend etwas schief gegangen sei. Das ist die klassische Individualisierung, die in unserer Kultur vor allem von der traditionellen Schulmedizin und den traditionellen Psychotherapien propagiert wird.

¹⁶siehe <http://www.boag.de/sceptic-20002.html>

¹⁷siehe <http://www.boag.de/sceptic-20005.html>

7.1.3 Pathologisierung

Wenn irgend etwas schief gegangen ist, wenn jemand eine psychische „Störung“ „hat“, heißt das, daß irgend etwas in dieser Person anders, eben nicht normal, also krank ist. Dies ist der gravierendste Punkt des traditionellen Denkens im klinischen Bereich: Psychische Störungen sind individuelle Probleme, die pathologisch sind, die leider als Krankheit zu bezeichnen sind. Die Leute mit psychischen Problemen sind also krank. Das ist extrem folgenreich: Denn schon schwappt die Welle von sprachlichen Konnotationen, die mit dem Wort Krankheit in unserer Kultur verbunden sind, über diese Menschen. Das ist eigentlich nie wieder gut zu machen!

Hier nur einige dieser Konnotationen, die wir alle kennen: Wenn man/frau krank ist,

- geht man/frau zum Arzt,
- nimmt man/frau brav Medikamente ein,
- betrachtet man/frau die Krankheit als Schicksal,
- denkt man/frau gerne an die Vererbung von Krankheiten (war da nicht ein Onkel 2. Grades mal in der Psychiatrie?),
- braucht man/frau nicht mehr selbst für die eigene Reproduktion zu sorgen,
- wird man/frau aus seiner gewohnten Umgebung herausgelöst und getrennt und isoliert behandelt usw. usw.

Ich denke, daß sich die Nachteile der naiv-realistischen Denkweise und der Individualisierung und Pathologisierung nirgendwo so deutlich zeigen, wie im Bereich des Denkens über psychische Störungen. Warum? Weil nicht nur die Fachleute unverantwortlich naiv-realistisch über ihr Beobachtungsobjekt denken und sprechen, sondern dieses auch so lange bearbeiten und quälen, bis es endlich eingesehen hat, daß es „krank“ ist. Diese sogenannte Krankheitseinsicht wird in vielen Lehrbüchern als ganz wichtige 1. Stufe einer möglichen Heilung gesehen. Leider folgt dann zum einen meist keine 2. Stufe, und zum andern lernt auch das gestörte Objekt, der Patient, die Klientin, über sich selbst in echt naiv-realistischer Weise als eine kranke Person zu sprechen. Und das ist das Schlimmste, das hat verheerende Auswirkungen. Warum? Wenn Menschen selbst daran glauben, daß sie ganz individuell krank geworden sind, wenn sie nur irgendwelche seltsamen Vorstellungen oder Ängste haben, dann beginnen ihre kulturell vorgefertigten und als Sich-selbst-erfüllende-Prophezeiungen daherkommenden Krankheitskarrieren. Tja.

7.1.4 Traditionelle Diagnostik

Nachdem unsere Kultur die Grundgedanken der Individualisierung und der Pathologisierung psychischer Probleme zur Verfügung gestellt hat, ist es nun die Aufgabe der wissenschaftlichen Diagnostik, eine Etikettierung vorzunehmen: Diagnostiker müssen ein Etikett beschriften und auf die Stirn des Patienten kleben, etwa so wie ein Preisschild (vgl. dazu meinen heiteren Essay über Psychometrie¹⁸). Und diesen Akt der Wirklichkeitsherstellung dürfen – mit staatlicher Billigung – staatlich geprüfte Preisauszeichner vornehmen. Somit gibt es dann staatlich hergestellte und ausgepreiste „Schizophrene“, „Legastheniker“, „Phobikerinnen“ usw. Das Hauptziel der traditionellen klinischen und forensischen Psychologie und Psychiatrie ist also das Erstellen von Diagnosen, das Auspreisen. Es geht um die Feststellung von Wirklichkeiten und Wahrheiten. Nur: Durch den wiederholten Gebrauch diagnostischer Begriffe werden diese selbst reifiziert, objektiviert, vergegenständlicht, ja sogar ontologisiert. Durch die wiederholte Verwendung des Wortes „Schizophrenie“ wird die Existenz einer Realität Schizophrenie außerhalb von uns hergestellt und permanent stabilisiert.

Die traditionelle diagnostische Vorgehensweise selbst, das traditionelle diagnostische Denken läßt sich noch mit Hilfe von zwei weiteren Punkten skizzieren, die einen gewaltigen Unterschied machen:

¹⁸siehe <http://www.boag.de/sceptic-50002.html>

- Das traditionelle diagnostische Denken ist lineal. Hier wird geglaubt, daß Ursachen lineal und additiv zu Wirkungen führen. Und die Ursachen liegen irgendwo im Körper der Betroffenen versteckt. Dies bedeutet aber auch, daß man/frau sich hier nicht vorstellen kann, daß es Wirkungen gibt, die auf ihre Ursachen zurückwirken. Es gibt keine Rückkoppelungen in der traditionellen naiv-realistischen Wirklichkeitswelt. Wenn ein Arzt also jemand sagt, diese Störung werde jetzt schubweise alle paar Monate wiederkommen, stellt er in seinen Augen keine Wirklichkeit her, sondern er stellt sie doch nur fest. Welche Auswirkungen eine solch' unbedachte Äußerung haben kann, können Sie sich, lieber Leser und liebe Leserin, vermutlich gut vorstellen. Ich denke, daß genau damit die bekannte Dreh-Tür-Psychiatrie hergestellt wird.
- Es gibt im traditionellen diagnostischen Geschehen auf Grund des Machtgefälles zwischen Experte und „gestörter“ Person aber auch eine klare Trennung von Subjekt und Objekt, Diagnostiker und Klient. Patientinnen können nicht teilhaben am Geschehen. Sie können nichts zu den Unterschieden beitragen, die in Kürze für sie einen Unterschied machen werden. Diagnostik wird zur Einbahnstraße, zur Machtausübung. Wirklichkeit ist also das, was Expertinnen für wirklich halten.

7.1.5 Traditionelle Intervention

Ziel einer traditionellen Therapie ist es, die Krankheit, das Leiden, die psychische Störung, die Abweichung zu beseitigen. Eine psychische Störung ist, wie jede körperliche Krankheit auch, ein großes Übel, ein ganz schlimmer Feind, dem der Krieg erklärt werden muß, der unter allen Umständen und vor allem ohne Rücksicht auf Verluste bekämpft werden muß. Ist das nicht möglich, läßt sich der schlimme Feind nicht besiegen, muß die betreffende Patientin aus Strafe wenigstens ihr Leben lang Medikamente (Psychopharmaka) einnehmen, damit die Gesellschaft ökonomisch gesehen wenigstens noch ein bißchen Nutzen aus diesen lästigen Ereignissen ziehen kann. Helfen aber auch die Medikamente nicht, oder ist die betreffende Person gar zu lästig, wird sie bei bestimmten Störungen aus der Gesellschaft herausgenommen und interniert: Gefängnis oder Psychiatrie. Ganz interessant ist, daß – vor allem wenn Ärzte am Geschehen beteiligt sind – nach der aufwendigen Diagnostik und der Etikettvergabe nichts mehr folgt. Therapie? I wo. Getrennt vom sozialen System, in dem die „Störung“ der Person ja erst entstand, werden Medikamente in die Person eingeworfen und dann wird friedlich abgewartet, auf Dauer. So, das reicht!

7.2 Ein Blick nach vorn: Sozial-konstruktivistische Psychologie

7.2.1 Zur Konstruktivität psychischer „Störungen“

Wie Sie sich vorstellen können, gehen soziale Konstruktivistinnen nicht von „wirklichen“ psychischen Störungen aus, die einfach da sind. Wir können nicht wahrnehmen, was wirklich, was objektiv da ist, wir bringen durch den Akt unseres Erkennens eine Welt hervor. Objektivität kann es also nur in Klammern geben. Es muß also immer erst einmal jemand geben, der behauptet, da existiere ein psychisches Problem in einer Person. Und diese „Problemfeststellerin“ muß die „Problemfeststellung“ in einem sozialen System äußern, in dem diese „Problemfeststellung“ akzeptiert wird. Wenn ich sage: „Ich habe eine schwere Depression!“, kann ich das nur sagen, wenn dies in meinem kommunalen System, mit allen seinen Konsequenzen („Ich will für mich sein!“, „Ich kann nicht arbeiten!“, „Ich kann nicht schlafen“, „Ich kann nicht lieb sein!“ etc.) verstanden wird und wenn es dafür ganz prinzipiell Applaus gibt. In unserer Kultur muß es also sprachliche Codes und sozial definierte Plausibilitäten geben, die schon im vorhinein klar machen, daß jemand diese Problemfeststellung unter beifälligem Nicken der Anderen auch äußern kann.

Eine sozial-konstruktivistische Psychologie der Zukunft interessiert sich natürlich sehr für Menschen, die von sich behaupten, psychische Probleme zu haben. Aber sie interessiert sich auch ganz besonders für die kommunal definierten Prozesse der Störungszuschreibung und Problemfeststellung, für das System der Störungszuschreibung: Wie sieht der kommunal definierte Prozeß des „Gestört-werdens“ aus? Wer sagt, daß jemand gestört ist? Innerhalb welchen kommunalen Systems wird die Äußerung „Störung“ gemacht? Wie genau und von wem werden psychische „Störungen“ erfunden und jemand zugeschrieben? Wer darf in einem kommunalen System solche Zuschreibungen vornehmen? Von welchen Personen wird diese Problemfeststellung, oder im konstruktivistischen Sinne, diese Problemerkfindung, am ehesten akzeptiert? Das sind spannende Fragen.

Schauen wir uns zum Beispiel die letzte Frage an: Wer darf in einem kommunalen System Störungsbeschreibungen vornehmen? Nun, Fachleute! Und warum nehmen wir Fachleuten diese Wirklichkeitserfindungen ab? Weil wir ihnen als Fachleuten ein spezifisches Expertentum, eine spezifische, in langen Studien erworbene, fachbezogene Glaubwürdigkeit, also Macht zubilligen! Und wir glauben, daß sie eben auf Grund dieser Fach-Macht einen ausgezeichneten Zugang, ja vielleicht sogar den einzig möglichen Zugang zur objektiven Realität haben. Und da sie diesen Zugang offensichtlich haben, müssen wir ihren Aussagen und Feststellungen gehorchen. Denn der objektiven Realität, dem Zwang der von Fachleuten festgestellten Fakten, müssen wir doch wohl erliegen, wem sonst? Und unser Staat bildet Leute dafür aus, diese Problemerkfindungen und die damit verbundenen Aussortierungen mit Macht vorzunehmen. Und wer hat konkret die Macht, Menschen psychische Störungen zuschreiben zu dürfen, wer hat die sprachliche Definitionsgewalt? In erster Linie Ärztinnen, dann Psychologinnen, dann Sozialarbeiterinnen, dann Lehrerinnen, dann die Eltern, dann die „Gestörten“ selbst. Da herrscht Ordnung!

Sie sehen, hier gibt es unglaublich spannende sozial-konstruktivistisch orientierte Forschungsarbeiten, die analysieren und prüfen werden, wie in unserer Kultur „psychische Probleme“ mit „Krankheitswert“ hergestellt werden. Auch die kurze Analyse des Krankheitsbegriffs selbst ist sehr spannend: Wenn wir uns überlegen, wie häufig Menschen mit den kleinsten Nichtigkeiten zum Arzt gehen (zu deren Freude), wie oft und wie ausführlich nicht nur ältere Menschen sich wechselseitig ihre angeblichen Krankheiten erzählen, denke ich, daß in unserer Kultur viele Menschen – trotz gegenteiliger Beteuerungen – eigentlich gar nicht gesund, sondern lieber krank sein wollen. Krankheit ist in unserer Kultur ein soziales Ereignis, das ohne Anfang und Ende besprochen werden kann. Wobei körperliche Krankheiten sicher anständiger sind als psychische Krankheiten. Vor allem in der Unterschicht. Ab der Mittelschicht sind aber auch psychische Krankheiten endlos besprechbar.

Psychische Probleme als klinisch interessante Phänomene entstehen aus sozial-konstruktivistischer Perspektive also dadurch, daß ein Beobachter Unterscheidungen in seinem Wahrnehmungsfeld trifft, und durch das Sprechen über diese erfundenen Unterscheidungen Wirklichkeiten hervorbringt. Krankheiten werden also zugeschrieben. Das ist ein sehr wichtiger Gedanke, der uns unvertraut ist. Deswegen noch einmal: Das, was als krank gilt, wird sozial hergestellt, und dies nicht nur im psychischen, sondern auch im körperlichen Bereich.

Die soziale Konstruktion von Krankheit zeigt sich insbesondere an der Vermarktung der vielfältigen Krankheiten alter Menschen. Ältere Menschen haben alle möglichen Zipperlein, die völlig harmlos sind, die aber in unserer Kultur als Krankheiten definiert werden, damit sie behandelt werden können und damit daran verdient werden kann. Stellt Sie sich vor, lieber Leser und liebe Leserin, ältere Menschen würden lernen, die vielfältigen kleinen körperlichen Störfälle des täglichen Lebens als gesundes Indiz ihres Älterwerdens hinzunehmen! Um Gottes Willen, sie würden nicht nur länger leben, sondern durch zig Milliarden Einsparungen auch noch unsere Pharmaindustrie und die Mehrheit der Arztpraxen in den Bankrott treiben. Also ist es kulturell sinnvoll, alten Menschen zu sagen, daß sie nicht alt, sondern krank sind.

Fazit: In einer sozial-konstruktivistischen Psychologie gibt es keine Individualisierung und keine Pathologisierung mehr. Störungen und Probleme sind Unterscheidungen, die von Menschen gemacht werden und die in spezifischen kommunalen Systemen eben einen Unterschied machen und machen sollen. Sie sehen, das hört sich doch schon ganz anders an. Und das hat auch ganz andere Konsequenzen, für alle Beteiligten!

7.2.2 Zur „Diagnostik“ psychischer „Probleme“

Ich möchte die im Abschnitt 7.1.4 skizzierten Punkte wieder aufgreifen und daran anknüpfen: Eine sozial-konstruktivistisch orientierte Diagnostik wird nicht auf Einzelwesen schauen, wird nicht hinter der Komplexität von Systemen zurückbleiben, sondern wird Einzelwesen als autopoietische Systeme in sozialen Systemen sehen (vgl. dazu den Essay Personen als Systeme, Kapitel 4 und die Bemerkungen zur Sozialpsychologie, Kapitel 6). Und im Prozeß des Diagnostizierens werden nicht lineale, sondern rekursive Vorstellungen von der Bedingtheit menschlichen Erlebens und Verhaltens eine große Rolle spielen. Rückkoppelungen von Wirkungen auf Ursachen werden als Regel angesehen, nicht als Ausnahme. Und eine ganz wichtige Rolle wird das spielen, was Menschen zu sich selbst über sich selbst sagen (vgl. Personen als Texte, Kapitel 5) und was an Etikettierungen auf Menschen geklebt wird. Denn beides hat Auswirkungen, die zu Ursachen werden können. Wie sagt es Michel de Montaigne: „Uns genügt das eigene Gemüt als Spielverderber!“, „Eine starke Einbildung zaubert die Ereignisse herbei!“, „Einbildung plagt jeden, peiniget viele und erledigt manche sogar!“

Im Sozialen Konstruktivismus sehen wir, wie eine Etikettvergabe beachtliche Wirkungen haben kann, die selbst wieder Ursachen für weitere Probleme werden können. Stellen wir uns vor, ein Patient hört von seinem Arzt, er habe eine manisch-depressive Erkrankung, da sei eigentlich nichts zu machen, die würde jetzt immer wieder schubweise auftreten. Das einzige Mittel, um damit wenigstens einigermaßen fertigzuwerden, sei, von nun an bis ans Lebensende, Lithium einzunehmen. Und stellen wir uns vor, daß der Arzt dem Patienten sogar ein kleines Buch mitgibt, von einem Arzt geschrieben und in einem wissenschaftlichen Verlag erschienen: „Hinweise für Lithium Patienten“. Jetzt beginnen wir mit unserer Wirklichkeitsprüfung. Schauen wir mit dem Patienten gemeinsam zuerst in das Buch. Da stehen interessante Untersuchungen amerikanischer Wissenschaftler drin, und da steht, daß Depressionen lebenslange Krankheiten sind und daß man Lithium niemals nie und nie und niemals absetzen darf.

Was wird der Patient denken? Vielleicht: „Ich habe eine Krankheit, die im Prinzip nie wieder weg geht. Und ich muß unter allen Umständen verhindern, daß sie wieder herauskommt.“ Wir würden meinen, daß diese Gedanken zu einer erhöhten Selbstaufmerksamkeit führen. Der Patient lauscht täglich, ja ständig in sich hinein und prüft, ob die Depression vielleicht doch wieder herauskommt! Minimale Aufregungen und Aktivierungen über Normalnull könnten als negative Gefühlseindrücke aufgefaßt werden und leicht bedrohlich wirken. Der Patient könnte aber auch denken: „Ich darf nicht auffällig werden. Man darf mir außerhalb meiner Familie die Krankheit nicht anmerken!“ Wir würden meinen, daß er sich mit Hilfe dieses Gedankens in sozialen Situationen wenig anmutig verhalten wird. Er wird sich in kommunalen Situationen vermutlich eher zurückziehen, eher schweigen, er wird Blickkontakte mit anderen Menschen eher vermeiden, er wird nur ganz kurz antworten, wenn er was gefragt wird, er wird niemals widersprechen usw. Der Patient könnte auch denken: „Ich bin ein psychisch kranker und irgendwie untauglicher Mensch.“ Wir würden meinen, daß dieser Gedanke zu einer qualitativen Selbstabwertung führen kann, ja vielleicht gibt unser Patient sogar irgendwelche größeren Lebensziele oder Wünsche auf, da es ja doch keinen Zweck mehr hat, er kann sich ja doch an nichts mehr erfreuen: „Das lohnt sich ja doch nicht für mich! Das schaff ich ja doch nicht! Ich muß mich ja doch immer nur schonen!“ Fein! Ich meine: nicht fein! Und wir würden meinen, daß alle Gedanken zusammen genommen einen Menschen konstruieren, der wenig Freude am Leben hat und der sich selbst nur wenig zutrauen wird, kurz, der sich krank fühlen wird! Tja, das kommt also raus,

wenn ein Fachmann unbefangen ein Etikett vergibt. Alles klar? Und, lieber Leser und liebe Leserin, solche diagnostischen Feinanalysen, der Entwurf solcher idiographischen Systemmodelle, ist sehr spannend und für Klienten äußerst hilfreich! Denn, bitte achten Sie darauf, aus der diagnostischen Systembeschreibung erwachsen direkt Interventionsmöglichkeiten!

Wenn Wahrnehmung eine Bedeutungszuweisung von jemand ist, wenn objektive Erkenntnis nicht möglich ist, dann ist Diagnostik kein Vorgang der Informationsaufnahme mehr, in dem irgendeine Diagnostikerin objektive Informationen über ein Objekt einsammelt. Statt dessen wird Diagnostik zu einem rekursiven sozialen Prozeß des gemeinsamen Herstellens von Wirklichkeit durch die Sprache, wobei die Funktion einer sozial-konstruktivistischen Diagnostik immer nur sein kann, Hypothesen über die Wirklichkeit von Systemen aufzustellen, nicht Wirklichkeiten abzubilden. Diagnostische Wirklichkeit als Wirklichkeitsbehauptung wird zum interaktiv produzierten Konstrukt strukturell gekoppelter Systeme, Wirklichkeit wird zur Gemeinschaft. Der Diagnoseakt wird zum kommunalen Akt, zur symmetrischen Begegnung, zum Diagnoseerlebnis, zum Event. Ahem.

Zum letzten Mal: Im Gegensatz zur traditionellen Diagnostik läßt sich die sozial-konstruktivistische Diagnostik als eine Diagnostik nicht der Wirklichkeiten, sondern der Möglichkeiten beschreiben. Diagnostik wird zu einem kommunizierbaren, begründbaren, nachvollziehbaren Prozeß, der von Therapeutin und Patientin in gleicher Weise hergestellt und beeinflusst wird. Therapeutin und Klientin müssen die Rahmentheorie ihrer Überzeugungen, ihr Menschenbild darstellen, erarbeiten und anpassen, um eine gemeinsame Arbeitsbasis für Veränderungen zu bekommen. Es kann hier kein Machtgefälle mehr geben, wozu sollte das gut sein?

7.2.3 Sozial-konstruktivistische Psychotherapie

Sozial-konstruktivistisch orientierte Therapieverfahren gehen von einer unglaublichen Veränderbarkeit der Menschen aus. Texte lassen sich verändern. Ungereimtes läßt sich reimen. Ein Stottern kann wieder zu einem Fließtext werden! Und wir können ein kommunales System, dessen Texte uns nicht gefallen, verlassen. Das ist es.

Eine Psychotherapie in unserem Sinne will also keine Krankheit beseitigen oder besiegen, sondern sie will gemeinsam mit den Klienten die Wählbarkeit von Konstrukten klarmachen, will vom Ausgeliefertsein an kommunal definierte Konstrukte freimachen, will den Klientinnen dabei helfen, passendere, hilfreichere, brauchbarere, sinnvollere, nützlichere Konstruktionen über sich selbst zu finden und auszuprobieren, will deutlich machen, daß wir im Miteinanderleben Wirklichkeit herstellen, durch Sprache und Gesten. Sozial-konstruktivistisch orientierte Interventionen haben so viel mit der Analyse von Sprachfiguren und Gestenfiguren zu tun. Und dabei geht es nie um richtige oder falsche, sondern immer nur um günstige oder ungünstige Konstruktionen. Das heißt, daß jede Therapie eigentlich mit einem konstruktivistischen Crash-Kurs beginnen müßte! Wir würden also den Klienten dabei helfen, neue Konstruktionen und Erzählungen über sich selbst zu finden und auszuprobieren, wenn sie es denn möchten. Anton Pawlowitsch Tschechow sagt es so: „Eine Krise kann jeder Idiot erleben, aber was uns auslaugt, das ist der Alltag.“ Eine sozial-konstruktivistisch orientierte Therapeutin würde mit einem Patienten gemeinsam das System von gedanklichen Konstruktionen, von „Gefühlen“, von physiologischen Aufregungen und von Verhalten betrachten, analysieren und prüfen, die Wählbarkeit von Konstrukten und Erzählungen klarmachen und versuchen, ihn vom Ausgeliefertsein an seinen lokalen Alltag zu befreien.

Eine sozial-konstruktivistisch orientierte Therapie wird viel mit dem Versuch zu tun haben, über die eigenen gelernten Gewohnheiten verfügen zu können, ihnen nicht mehr ausgeliefert zu sein, wird nicht damit zu tun haben, keine Gewohnheiten mehr zu haben. Wie könnte das gehen? Schauen wir uns ein Beispiel an: Ein Paar streitet sich sehr oft und sucht eine Paartherapeutin auf. Nach einiger Vorbereitung könnte das Paar beauftragt werden, sich bewußt zu streiten. Ja sich Streitsprachfiguren

vorher auszudenken, sie aufzuschreiben und sie dann abwechseln aufzusagen. Die beiden werden nach einiger Zeit des Spiels lachen müssen. Und das wird Konsequenzen haben. Das wird die Streitgewohnheiten verfremden, sie nicht mehr selbstverständlich erscheinen lassen, das wird den Zugang zu ihnen ermöglichen. So könnte das gehen. Noch einmal: Durch die willentliche, bewußte, absichtliche Ausübung von Gewohnheiten im Rahmen einer paradoxen Intervention werden eingefrorene Gewohnheiten verfremdet und gerade dadurch verfügbar.

Gerade in Paartherapien läßt sich immer wieder beobachten, wie die Partner unterschiedliche Wahrheiten und unterschiedliche „objektive“ Ereignisse wahrnehmen, auf ihrer Wahrnehmung bestehen und sich darauf permanent berufen. Und oft soll die Therapeutin eine Art Schiedsrichterin sein, die entscheidet, wer von beiden nun recht hat. Wie kann man/frau Objektivität in Klammern lernen? Nun, die Klientinnen müssen lernen, daß es nicht mehr darum geht, wer recht hat, oder was wahr oder falsch ist, sondern daß es darum geht, ob sie miteinander leben wollen, sich strukturell koppeln wollen und ob sie die Konsequenzen einer bestimmten Wirklichkeit, auf die sie sich geeinigt haben, wünschen oder nicht, tragen wollen oder nicht. Das ist der Punkt: Nicht-Übereinstimmung kann nicht mehr durch die Berufung auf die Wahrheit gelöst werden, sondern nur durch den Wunsch nach Koexistenz, nach einem Miteinander-Sein-Wollen, also durch Liebe, so seltsam das klingen mag.

Gehen wir nochmal zu dem „depressiven“ Patienten in Abschnitt 7.2.2 zurück: Eine sozial-konstruktivistisch orientierte Therapeutin würde mit dem Patienten gemeinsam das System von gedanklichen Konstruktionen und Verhalten analysieren. Schauen wir mal. Der Patient sagt: „Ich habe zu nichts Lust!“ Das führt zur Einstellung von Aktivitäten aller Art, zur umfassenden Passivität. Und der Patient sagt dann: „Ich bin irgendwie unfähig, was zu unternehmen!“ Klar, verständlich. Er wird durch das ständige Herumliegen und Herumlungern sogar körperlich immer schwächer. Der Patient sagt nun: „Ich fühle mich so schlecht und schwach!“ Und schließlich: „Ich habe zu nichts Lust!“ Tja, damit haben wir angefangen, der Kreis schließt sich. Dazu kommt, lieber Leser und liebe Leserin, noch das Verhalten des lokalen sozialen Systems diesem „Kranken“ gegenüber. Angehörige werden zu sich sagen: „Er ist so schlecht drauf und hat zu nichts Lust, der Arme! Wir sollten ihm alle Mühen abnehmen, er kann ja doch nichts tun! Er wird uns sehr dankbar sein, wenn wir ihn umsorgen!“ Und zum Patienten werden sie sagen: „Ruh’ dich mal nur aus! Wir kümmern uns um alles!“ Merken Sie was? Sozial-konstruktivistisch orientierte Interventionen werden viel mit Konstruktanalysen innerhalb sozialer Räume zu tun haben.

Schlußwort: Michel de Montaigne hat einmal gesagt: „Wenn uns die Übel nur auf dem Umweg unserer Vorstellungen quälen können, müßte es in unserer Macht liegen, sie zu verachten.“ Genau dies ist der Knackpunkt sozial-konstruktivistischer Therapieverfahren.

**Die Bochumer Arbeitsgruppe für
Sozialen Konstruktivismus und Wirklichkeitsprüfung**

hat bisher herausgegeben:

In der Reihe „Arbeitspapiere“:

- Arbeitspapier Nr. 1: **Kritik der herkömmlichen Psychologie in 176 Thesen**
(4. Fassung: März 1990)
- Arbeitspapier Nr. 2: **Erkenntnistheoretische Probleme der Psychologie: Über das Verhältnis
von Wirklichkeit, Sinnesdaten und Sprache**
(Historische Fassung: Januar 1988)
- Arbeitspapier Nr. 3: **Bemerkungen zum technologischen Funktionsbegriff** (Kleiner Exkurs
über die Meinung: „*Es funktioniert aber doch!*“)
(2. Fassung: Mai 2000)
- Arbeitspapier Nr. 4: **Logik und der Gebrauch von Argumenten**
(3. Fassung: März 1990)
- Arbeitspapier Nr. 5: **Diskussions-Skripte**
(2. Fassung: März 1990)
- Arbeitspapier Nr. 6: **Konstruktivismus und Ethik** (Ein Dialog)
(1. Fassung: November 1988)
- Arbeitspapier Nr. 7: **Variationen über den Konstruktivismus**
(2. Fassung: März 1990)
- Arbeitspapier Nr. 8: **Beziehungs-Skripte**
(2. Fassung: Januar 1990)
- Arbeitspapier Nr. 9: **„Macht“**
(1. Fassung: Oktober 1990)
- Arbeitspapier Nr. 10: **Wirklichkeitsprüfung: Eine sozial-konstruktivistische
Forschungsperspektive für die Psychologie**
(1. Fassung: Januar 1992)
- Arbeitspapier Nr. 11: **Zur Kulturphysiognomik von Romantik, Moderne und Postmoderne**
(1. Fassung: Dezember 1993)
- Arbeitspapier Nr. 12: **Was Sie schon immer über Sozialen Konstruktivismus wissen wollten
und auch zu fragen wagten**
(Briefe aus den Jahren 1987–1995, nebst Antworten)
(1. Fassung: Oktober 1995)
- Arbeitspapier Nr. 13: **Theorie und Praxis**
(1. Fassung: Januar 1997)
- Arbeitspapier Nr. 14: **Was von der Postmoderne übrig blieb - Zeitgemäße Betrachtungen -**
(1. Fassung: August 2003)
- Arbeitspapier Nr. 15: **Moderne 2.1: Die Arbeit und ihr <Ich>**
(1. Fassung: Juni 2009)

In der Reihe „Bochumer Berichte“:

- Heft Nr. 1: AutorInnenkollektiv: **Automythen. Sprachskripte und Mythen zur Verkehrsmittelwahl**
(August 1990)
- Heft Nr. 2: Holger Wyrwa: **Zen und Konstruktivismus. Zur konstruktivistischen Prozeß-
Erfahrung und zur Satori-Erfahrung im Zen** (November 1994)
- Heft Nr. 3: Jens Faust: **Zur differenzlogischen Interpretation des
sozial-konstruktivistischen Personenpersonenkonzeptes** (2. Fassung: Mai 2000)
- Heft Nr. 4: AutorInnenkollektiv: **Medien, Identität: Medienidentität** (Juli 1997)
- Heft Nr. 5: Albertine Devilder: **Skizzen einer sozial-konstruktivistischen Psychologie**
(März 2001)
- Heft Nr. 6: Alexandra Martz, Svea Steinweg, Pia Maria Gerber: **Konzeptualisierungen von Kultur:
J.G. Herder versus S.P. Huntington** (Februar 2005)